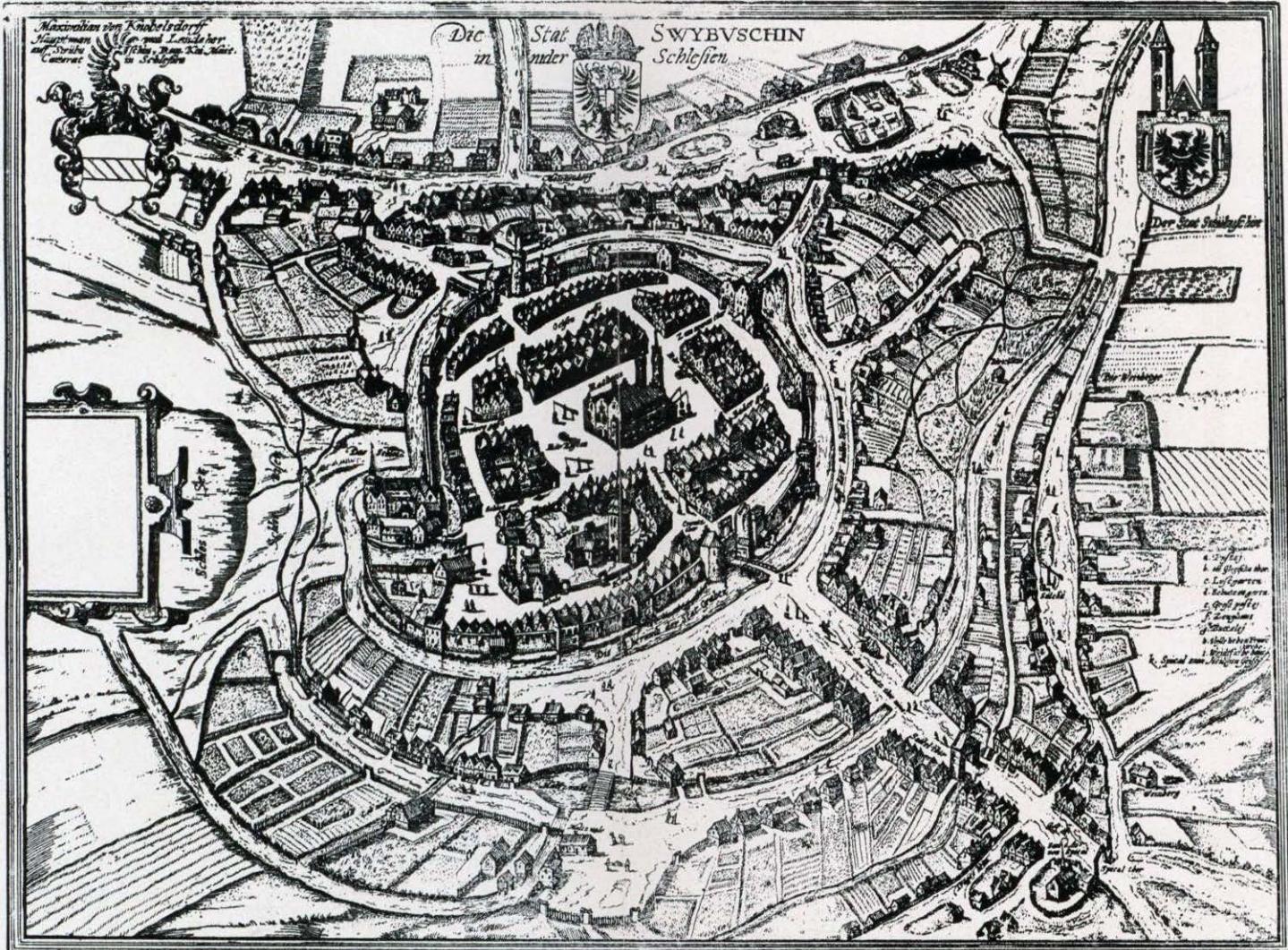


H. Berthold  
Heimatlos.

Heimatlos



### Alter Plan der Stadt Schniebus.

# **Heimatlos**

Erzählung aus der Zeit des siebenjährigen Krieges

von

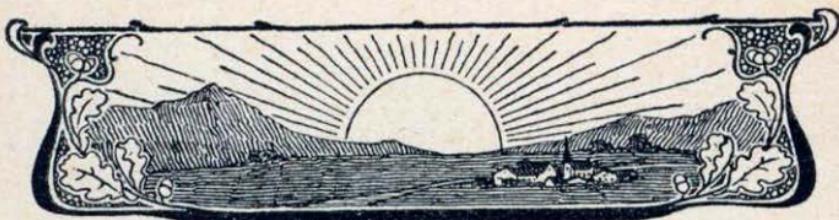
**Selene Berthold**

2. Auflage

*Edu Schlegel*

Verlag von Bischof & Klein G. m. b. H.  
**Lengerich** (Westfalen)

:: Druckerei des Westdeutschen ::  
Jünglingsbundes · Barmen - II.



## 1. Kapitel

### Auf der Heide

Herbstabend im Jahre des Heils 1737!

Mit langsamem Schritten ging ein hochgewachsener Mann durch die blühende Erika. Schwer atmend blieb er von Zeit zu Zeit stehen und fuhr sich seufzend mit der Hand über das hagere Gesicht.

„Herr, mein Gott, daß man auch niemals vergessen kann! — Ich weiß ja, daß du ein starker, eifriger Gott bist, der die Sünden der Väter heimsucht an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied, und daß auch die bitterste Neue Geschehenes nicht ungeschehen machen kann! — Aber habe ich die rasche Tat nicht schon tausendfältig mit Leibes- und Seelenqualen gebüßt? — Verschone doch nun aus Barmherzigkeit mein einziges Kind. Laß meinen Sohn, meinen Bernhard, am Leben! Herrgott, bez die Rache ist, verschone, verschone!“

Mit gerungenen Händen warf sich der leidgebogene Mann in das taufrische Heidekraut, und heißes Stöhnen und Bitten drang zu Gottes Thron empor.

Da legte sich plötzlich ein Arm um des Bekümmerten Schulter, und eine linde Stimme fragte:

„Seid Ihr frank, Heidebauer? — Kommt, kommt, ich bringe euch nach Hause. — Schon eine Weile hörte ich euer Seufzen und Stöhnen und glaubte, es sei ein Fremder im Moor verunglückt. Gottlob! Diesmal

war es nur euer Klagen, das mich erschreckte, und der Allmächtige verhütete, daß ich wiederum machtlos zu sehen mußte, wie ein Mensch im Moor zu Grunde ging."

"Wie mein Ältester, der Heribert," schrie der knieende Mann plötzlich mit heiserer Stimme und sprang empor und reckte die geballte Hand gen Himmel.

"Und ich stand dabei und konnte dem geliebten Ahaben nicht helfen. Ich durfte ihm auch nicht zur Ruhe folgen, denn mein Weib und mein Kleiner hatten Anspruch auf mich und meinen Beistand."

"Und Maria," sagte der andere sanft und fügte freundlich mahnend des Grossenden Rechte.

"Heidebauer, vergeßt nicht, was euch noch zum Lieben blieb!" —

Doch der Angeredete hörte nicht die guten Worte. Hastig und aufgeregt, aber mehr wie zu sich selber sprach er weiter:

"Ach, daß mein Fuß niemals diese unselige Gegend betreten hätte! — Dann lebte vielleicht, nein, dann lebte sicher mein schöner Junge noch! Freilich, seinem Schicksal entgeht kein Sterblicher, und mich, den Fluchbeladenen, findet es wohl am verborgnensten Orte der Welt. Das vierte Gebot! Das vierte Gebot wird mich zeitlebens nicht zur Ruhe kommen lassen! Unstät und flüchtig von Land zu Land. Überall heimatlos! — Und glaube ich endlich einmal aufzutmen zu können, dann kommt das Unglück doppelt und treibt mich aufs neue von dannen ins Elend. — Mein Gott, mein Gott, habe ich denn nicht genug gebüßt; soll ich für immer friedlos bleiben? Ach, erbarme dich, laß mir mein letztes Kind und wende die Schritte des Todesboten von meiner Hütte!" —

Erschrocken und mitleidig hatte der Zuletztgekommene die verzweifelnden und bittenden Worte des unglücklichen Mannes gehört.

Jetzt legte er ihm wiederum die Hand auf die Schulter und sprach ernst:

„Römer 8, 28 steht geschrieben, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen, — und abermal: Offenbarung Joh. 3, 19: Welche ich lieb habe, die Strafe und züchtige ich. So sei nun fleißig und tue Buße, Heidebauer, das gilt auch euch! — Und wenn euch eure Sünden drücken, so bekennet sie dem Herrn. Der alte Gott lebt noch; und er ist treu und gerecht und vergibt Sünde und hilft aus der Not!“

„Mir nicht; mir nicht!“ murmelte der Andere dumpf. Ich bin verflucht und ausgestoßen, und alles, was mein ist, muß mir ins Verderben folgen. — Ihr seid gut, Herr Pfarrer, und ich danke euch für euren Trost. Aber für mich ist das nichts. Für mich steht nur geschrieben: Wehe dem, der sein Haus auf Sünde baut, und Ich will die Sünden der Väter heimsuchen an den Kindern!“

„Ihr habt recht, Heidebauer; vergeßt jedoch nicht: Der Allmächtige ist nicht allein Richter, er ist auch Vater. Und wenn er euch jetzt auch hart straft und schlägt, so hat er dennoch nur Gedanken des Friedens und nicht des Leides über euch. Ich weiß nicht, was euch drückt, und was für Schuld auf eurem Gewissen lastet; aber wer Reue und Leid trägt, wie ihr, dem wird vergeben. Darum seid getrost, und werdet euer Vertrauen nicht weg. Kommt, ich bringe euch nach Hause und sehe gleich, wie es eurem Knaben geht. Ich habe, ehe ich mich der Gottesgelahrtheit zuwandte, Medizin studiert und weiß ein wenig über Krankheiten Bescheid. Ist es Gottes Wille, dann bringe ich den Kleinen wieder auf die Beine. Hat er es aber anders beschlossen, dann sprecht in Demut und Ergebung: Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen! Der Name des Herrn sei gelobt in Ewigkeit!“

Dankbar blickte der Bauer auf den freundlichen Tröster.

„Gott lohn's, Herr Pastor! Ja, ja kommt zu meinem Jungen und tut, was in euren Kräften steht.“

Hastig ergriff er die Hand des Greises und zog ihn eilig auf einen schmalen Fußpfad, der durch Moor und Heide zu einer in der Ferne sichtbaren Hütte führte.

„Ich leite euch schnell und sicher. Habt keine Angst, Herr Pfarrer.“

„Wie gut ihr schon Bescheid wisst; und ihr seid doch erst knapp zwei Jahre in unserer Gegend. Das will etwas heißen, hier ohne Fehlritt Weg und Steg zu finden.“

Der Bauer nickte nur, wie in Gedanken und gab keine Antwort.

Da schwieg auch der Geistliche und betrachtete den Mann vor sich.

Und je länger er auf ihn sah, desto gedankenvoller wurde seine Stirn, und allerlei abenteuerliche Vermütingen kreuzten in seinem Kopf.

Das war kein Bauer, der da vor ihm schritt! So ruhig und so vornehm, trotz aller Hass und Angst, ging kein armeseliger Heidebauer über das Moor!

Schon beim ersten Begegnen war der Fremde dem Pfarrer aufgefallen. Die sogenannte Heidekate, mittin im Moor, war eines Tages von Gemeindewegen zum Verkauf ausgeboten worden. Der letzte Besitzer, der alte Heidehans, war kinderlos verstorben und sein Erbe meldete sich zu der übelbeleumdeten Stelle.

Als die gesetzliche Frist verstrichen war, setzte der Schulze den Verkauf an; aber es dauerte Jahre, ehe sich ein Liebhaber fand. Niemand von den einheimischen und benachbarten Ansiegern hatte Lust auf die verfallene Hütte; und der Ortsvorsteher war froh, als endlich ein Fremder um wenig Geld die armeselige Heimstätte erwarb.

Niemand kannte Heinrich Wilde, und niemand wußte, woher er kam, und er hatte es auch keinem von ihnen je gesagt.

Viel gefragt wurde er auch nicht. Dem Schulzen genügte das bare Geld und ein alter Militärpasß, und die schweigsamen und schwerfälligen Bauern kümmerten sich wenig um den neuen Nachbar da draußen im Moor.

Der Einzige, der ihm von Anfang an Teilnahme und Aufmerksamkeit zuwandte, war der alte Ortspfarrer Schröder.

Schon beim ersten Sehen war ihm der Fremde aufgefallen. Trotzdem er noch schlechtere und gröbere Kleidung trug als seine Dorfgenossen, und tagaus, tagein die niedrigsten Arbeiten verrichtete, lag doch über der ganzen Erscheinung ein Etwas, das dem erfahrenen Menschenkenner sofort sagte: Dieser ist nicht das, wofür er sich ausgibt; und an seiner Wiege wurde ihm einst sicher nicht gesungen, daß er nun hier Torfstechen und Besen binden muß. Wer weiß, was für ein trauriges Schicksal ihn aus glücklicher Heimat vertrieben hat! Vielleicht war es eigene Schuld, vielleicht auch fremde. — Nun, wie dem auch sei, er ist kein Unwürdiger, und ich will mich seiner nach Kräften annehmen. —

Aber die menschenfreundliche Absicht des guten alten Herrn kam nur in geringem Maße zur Ausführung.

Heinrich Wilde erwies sich gegen alle Annäherungsversuche gänzlich unzugänglich und wollte von keiner Hilfe wissen.

„Ich bin kein Bettler, und ich brauche nichts. Mir ist am wohlsten, wenn sich niemand um mich bekümmt.“ —

Das sagte er zwar nicht so schroff, aber der andere hörte es aus den einsilbigen Antworten und fühlte es an dem verschlossenen Wesen.

Die Frau des neuen Heidebauern war womöglich noch zurückhaltender als ihr Mann. Mit leiser Stimme hieß sie den Gast willkommen und beteiligte sich gar nicht an der Unterhaltung. Nur auf direkte Fragen gab sie kurzen Bescheid, und verschwand dann ganz, um das Vieh zu besorgen, wie sie entschuldigend sagte.

Trotzdem gefiel sie dem Pfarrer nicht übel. Sie hatte ein stilles, blaßes Gesicht und ein angenehmes, ruhiges Wesen.

Auch sie machte den Eindruck, als hätte sie einst bessere Tage gesehen. Ihrem Manne begegnete sie mit Erfurcht und unbegrenzter Hingabe, während er sie mit fast ritterlicher Höflichkeit behandelte.

Der gute Pastor kam aus dem Verwundern gar nicht mehr heraus. Trotzdem die Unterhaltung sehr einseitig verlief und die erfragten persönlichen Auskünfte gleich Null waren, dachte er sich doch sein Teil, und sein Interesse für die Fremden wuchs von Stunde zu Stunde.

Am meisten Freude hatte er noch an den Kindern des seltsamen Ehepaars.

Zutraulich und fröhlich begrüßten die zehnjährige Maria und der fünfjährige Heribert den freundlichen Greis und beantworteten munter seine Fragen.

Als der Vater sie einmal hinausschickte, blickte Schröder ihnen sinnend nach.

„Wie können Geschwister einander nur so unähnlich sein!“

Er hatte recht:

Maria war auffallend häßlich und Heribert auffallend schön. Die Schwester sah wie eine niedere Magd und der Bruder wie ein verkleideter Prinz aus. —

Aber das Mädchen hatte wunderschöne, treue Augen und eine sanfte, klangvolle Stimme und sein liebes Wesen zu dem Brüderchen gewann mit einem Schlag des Kinderfreundes Herz.

Der Bauer antwortete auf die Frage nicht; aber Frau Wilde, die noch in der Stube war, sagte leise:

„Ich war vordem schon einmal verheiratet. Maria ist meines ersten Mannes Kind. Sie gleicht ihrem Vater.“

„Darum, darum!“ nickte Schröder.

„Was für gute Augen das liebe Töchterchen hat!“

„Ja, sie ist brav,“ nahm jetzt der Bauer das Wort, und die Mutter sah ihn dankbar an. — „Sie folgt aufs Wort, und man kann sich auf sie verlassen. Mein Hebert dagegen, das ist ein Wilder.“

„Darum heißt er ja auch Wilde,“ sagte der Pfarrer scherzend.

Da wandte sich der Wirt schroff zur Seite und jähle Röte flog über sein hageres Gesicht.

Schröder merkte mit Bedauern, daß er eine wunde Stelle berührt hatte und suchte durch allgemeine Reden den Fehler wieder gut zu machen.

Aber der Fremde wurde noch einsilbiger, und aus seinem ganzen Wesen fühlte der Gast, wie unwillkommen er eigentlich diesem seltsamen Menschen war.

So erhob er sich denn eher, als er beabsichtigt hatte, und sagte bedauernd:

„Mein Besuch scheint euch nicht erwünscht, Heidebauer. Das tut mir aufrichtig leid, denn ich meine es herzlich gut mit euch.

Ich hätte euch vielleicht in vielen Sachen von Nutzen sein können, denn ich bin schon seit langen Jahren in dieser Gegend und kenne Land und Leute. Ein Fremder hat es oft schwer unter meinen hartköpfigen und misstrauischen Heideleuten. Ihr seid aus einer ganz anderen Gegend, — nach eurer Sprache schäze ich euch in

Schlesien zu Hause, — und wißt mit den hiesigen Sitten und Gebräuchen nicht Bescheid. — Ich dachte, es würde euch lieb sein, wenn ihr in der neuen Heimat bald einen Freund fändet. Daß ich euch irgendwie durch unbefugte Neugier zur Last fallen würde, braucht ihr nicht zu befürchten. Einzig und allein herzliche Teilnahme führte mich zu euch, denn ich sah ja auf den ersten Blick, daß euch ein schweres Yoch drückt. So ein alter Menschenkenner und Menschenfreund, wie ich, der kann da nicht gleichgiltig vorbeigehen. — Also noch einmal: Ich bin euer Freund; und wenn ihr mich braucht, so klopft getrost und ohne Schen an die Pforte des Pfarrhauses."

Er reichte dem andern die Hand und wollte gehen.

Da fühlte er plötzlich seine Rechte mit fast krampfhaftem Drucke gehalten, und eine vor Bewegung heisere Stimme sagte:

"Verzeihung, Herr Pfarrer, Verzeihung, und tausend Dank! Aber ich kann nicht anders! — Mir ist nicht zu helfen. Laßt mich allein." —

Ohne daß der Sprecher es wußte und wollte, fiel eine Träne auf des Geistlichen Hand. —

Da ging Pastor Schröder betrübt von dannen.

Ach, du Armer, dachte er voll Mitleid. Herr, mein Gott, erbarme dich mein!

---

Monde verstrichen. —

Schröder hatte es trotz des ersten Mißerfolges nicht aufgegeben, den Fremden seine Teilnahme zu zeigen.

Wiederholt war er den Weg nach der Heidekate gegangen.

Aber niemals traf er die Besitzer an. Selbst die Kinder waren nicht zu erblicken.

Ein einziges Mal nur sah er von weitem Heribert übers Moor laufen. Als er ihn anrief, blieb der Knabe einen Augenblick stehen und antwortete dann hastig:

„Vater ist mit Torn in die Stadt gefahren, und Mutter hat draußen zu tun. Ich muß Maria holen, die sitzt bei den Schafen in der Heide.“ —

Wie der Blitz war er verschwunden; und der Greis machte sich enttäuscht auf den Heimweg.

Je länger, je mehr erregten die Fremden sein Interesse, und er bedauerte herzlich, daß all' seine Liebesmüh um sie vergeblich blieb. —

Der Heidebauer kam zwar regelmäßig alle vierzehn Tage mit Weib und Kind zum Gottesdienste ins Dorf, aber er sprach mit niemand und verließ gleich nach dem Schlussgeläute die Kirche. —

Zu Anfang schüttelten selbst die schweigsamen Einheimischen über den Fremden die Köpfe. Doch bald genug kümmerten sie sich nicht mehr darum, und sahen ihm weder beim Kommen noch beim Gehen nach. —

Endlich einmal gelang es Pastor Schröder, Wilde daheim zu treffen.

Es war an einem Spätsommertage. Sonniger Schein lag über der blühenden Heide; und die Bienen summten um die feinen Blumenkelche der Erika.

„Wie schön ist die Welt!“ flüsterte der Geistliche an- dachtsvoll, als er langsam Schrittes, den Weg durchs Moor nach der Heidekate ging.

„Ob ich Wilde wohl zu Hause finde? Er scheint doch etwas auf Gottes Gebot zu halten, und da wird er hoffentlich nicht am Sonntag Nachmittag auf Arbeit abwesend sein.“

Und richtig: diesmal hatte der treue Seelsorger Glück. Als er die Tür der Hütte öffnete, saß der Ge- suchte am Tische, der dicht neben dem niedrigen Gar- tenfenster stand und schrieb eifrig.

Erschrocken fuhr er in die Höhe, als sich plötzlich lautes Klopfen vernehmen ließ, und gleich darauf der freundlich grüßende Pastor vor ihm stand.

„Läßt euch nicht stören, Heidebauer. Ich habe nur eine Bestellung auszurichten und gehe gleich wieder. — Schreibt euren Satz ruhig fertig. — Ich seze mich derweil draußen auf die Bank und erhole mich ein wenig. Nachher, wenn Ihr fertig seid, ist unser Geschäft bald erledigt.“

Hastig und verlegen schob Wilde das Schreibgerät beiseite.

Es war ihm sehr unangenehm, daß der kluge Alte ihn, den ungebildeten Heidebauer, beim Schreiben überraschte; denn diese Kunst war damals unter dem Volke noch ziemlich selten. Lesen konnte ja fast jeder und in Bibel, Katechismus und Gesangbuch war mancher arme Bauer besser beschlagen, als heutzutage die übergebildeten Nachkommen.

Aber Schreiben war ganz etwas anderes! Unter Hunderten konnte kaum einer mit Mühe und Not seinen Namen malen! Auf Gericht genügten die üblichen drei Kreuze. Mit dem Gänsekiel kam die an die Führung der Mistgabel und des Dreschflegels gewöhnte Hand nicht zurecht.

Um so mehr mußte es darum überraschen, wenn ein blutarmer, schwer arbeitender Torsbauer in seinen Ruhestunden über der Ausübung dieser Kunst getroffen wurde.

Ein anderer als Pastor Schröder hätte es wahrscheinlich auch getan. Doch unser alter Freund machte sich ja längst seine eigenen Gedanken über den Fremden.

Die heutige Wahrnehmung bestätigte nur seine Vermutungen: Wer so gewandt Seite auf Seite schrieb — seine scharfen alten Augen hatten die schöne, flüssige Schrift in dem dicken Hefte sofort bemerkt, — der war von Hause aus kein Bauer! —

Trotzdem Wilde alles tat, um den gehabten Eindruck zu verwischen und hastig sagte: „Eine Torsfrechung für den Sonnenwirt in der Stadt, Hochwürden,“

blieb er doch bei seiner Meinung und lächelte nur freundlich und nachsichtig, als der Heidebauer fortfuhr:

„Das Schreiben ist eine schwere Arbeit für einen Dorfgräber. Aber was bleibt einem übrig: der Wirt will alles schwarz auf weiß. — Ich bin nur froh, daß ich einst bei dem alten Türkenspriße in meinem Heimatdorfe die schwierige Kunst zur Not erlernte.“

Den abgedankten Soldaten, der dir solche Kunst beibrachte, möchte ich kennen lernen, dachte der Geistliche und sah den Sprecher mitleidig an.

Aber er sagte nichts von dem, was seine Seele erfüllte, sondern bemerkte nur gleichgültig:

„Ja, ja, Heidebauer, was man gelernt hat, kann einem niemand stehlen. Und wer lesen und schreiben kann, hat viel vor seinen Mitmenschen voraus. Wollt ihr nicht mal für den Sonntag ein schönes Buch von mir haben? Ich besitze eine Bibliothek und ich leihen euch gern.“

Doch der andere wies ängstlich den freundlichen Vorschlag zurück.

Es war, als ob er mit aller Gewalt jeden Verdacht einer besseren Erziehung von sich ablenken wollte.

„Vielen Dank, aber nein, nein. — Ich bin am Feiertag müde; und das Lesen macht mir mehr Beschwerde als Freude. Ich bin froh, daß ich des Sonnenwirts Rechnung endlich zu Bege gebracht habe.“

„Schade,“ sagte Schröder, anscheinend harmlos. — „Ich habe da eine recht gute Übersetzung des Homer. Es ist so herrlich zu lesen, wie Odysseus, nach jahrelangen Irrfahrten, den Weg nach Hause findet.“

Die Augen Wildes leuchteten auf; aber gleich bezwang er sich wieder und schüttelte trübe den Kopf.

„Das ist nichts für mich. Verzeiht, Herr Pfarrer, daß ich all eure Güte zurückweisen muß. So ein geringer Mann wie ich, hat nur Verständnis für seinen mühseligen Broterwerb. Wenn mein Junge so weit

ist, dann schicke ich ihn natürlich in die Schule, und auch Maria soll im Winter ins Dorf in die Stunden kommen. Jetzt muß sie ihrer Mutter noch bei der Arbeit helfen, und außerdem ist mir der Weg durchs Moor nach dem Orte für das Kind allein zu unsicher."

Der Pastor sagte nichts mehr. Er merkte aus der hastigen Rede, daß der Mann die Aufmerksamkeit von sich ablenken wollte, und er mochte ihn nicht weiter beunruhigen und in Verlegenheit setzen.

Nachdem er das Geschäftliche — eine größere Lieferung von Torf für Pfarrhaus und Schule, — erledigt hatte, verabschiedete er sich und trat nachdenklich den Heimweg an.

Wilde aber schaute mit zusammengepreßten Lippen und trüben Augen dem Davonschreitenden nach.

„Er meint's gut," murmelte er endlich traurig. — „Wie gern, ach, wie gern würde ich ihm mein Herz ausschütten, aber ich kann und darf es ja nicht tun. Ach, mein Gott, werde ich denn niemals wieder frei und ruhig aufatmen können?"

Seufzend zog er wieder seine Schreiberei hervor und begann von neuem zu schriftstellern. Noch schneller als vorhin flog der Gänsekiel über das gelbe Papier; und die Fülle der schweren und sorgenden Gedanken ließ ihn Zeit und Umgebung vergessen.

---

Ein Vierteljahr darauf meldete der Heidebauer im Pfarrhause die Geburt eines Sohnes an.

Pastor Schröder hatte Wilde seit jenem Sonntage nicht mehr gesehen und gesprochen. Er begrüßte ihn daher doppelt freundlich und erkundigte sich teilnehmend nach Weib und Kindern.

Die Freude über den Neugeborenen schien den verschloßenen Mann gesprächiger gemacht zu haben. jedenfalls beantwortete er höflich dankend alle Fragen und bat dann den Geistlichen, den Knaben so bald als

möglich zu taufen, da er etwas zarter Natur zu sein scheine.

Dazu war der Greis natürlich gern bereit, und wenige Tage später fand in der einsamen Heidehütte eine stille, kleine Feier statt.

Der jüngste Wilde erhielt den Rufnamen Bernhard, und der alte Dorfkantor und der Ortsschulze waren auf des Pastors Bitten seine Paten geworden.

Als der Kleine ein halbes Jahr zählte, verlor sein ältester Bruder Heribert, durch einen Unglücksfall, das Leben. Er versank im Moor, und alle verzweifelten Anstrengungen des unglücklichen Vaters vermochten ihn nicht zu retten.

„Vater, Vater, hilf mir doch! Ich will auch nie wieder ungehorsam sein,“ schrie der Versinkende mit herzzerreißender Stimme.

Das strenge Verbot der Eltern nicht achttend, war der wilde Junge aufs Moor gelaufen und musste nun seine Ungehorsamkeit so schrecklich büßen.

Der Todesschrei des geliebten Knaben machte den unglücklichen Mann am Rande des Bruches fast wahnhaftig.

„Gott, Gott, wenn du lebst, erbarme dich über das unschuldige Kind!“ rief er stöhnend, als alle seine Rettungsversuche vergeblich waren.

„Gott, Gott, hilf!“

Verzweifelt rang er die Hände gen Himmel.

Und dann wollte er sich dem Sohne nachstürzen in den Tod.

„Das ist das Letzte! Das ertrage ich nicht mehr! Ich bin doch verloren. Was soll ich noch auf der Welt?“

Aber da war's ihm plötzlich, als ob ihn eine starke Hand hielte und eine mahnende Stimme sagte:

Unsäglicher, willst du auch noch diese letzte, schwerste und nie wieder gut zu machende Sünde begehen? Be-

Berthold, heimatlos.

denkst du nicht, daß du noch ein treues Weib und andre Kinder hast, denen dein Leben gehört? —

Da brach der Unglückliche an dem Grabe seines Lieblings in die Knie und gab sein entsetzliches Vorhaben auf.

Aber von da an war er noch viel finsterer und verschlossener als vordem.

Als Pastor Schröder die Gedächtnisrede an der Unglücksstätte hielt und sie zu einem christlichen Grabe weihte, — denn es war nicht gelungen, die Leiche des Knaben zu bergen, — stand der beraubte Vater, wie vor Schmerz erstarrt, neben dem Geistlichen.

Er hörte nichts von den tröstenden Worten, die ihm der Heiland durch den Mund seines Dieners zutrieb:

Vasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Reich Gottes.

Er sah nur mit brennenden Augen auf das dunkle Moor, das seinen Liebling barg, und hörte immer wieder den Todesschrei des armen Kindes.

„Das vierte Gebot! Das fürchterliche vierte Gebot!“ murmelte er plötzlich. „Auch du, auch du, mein Heribert, bist sein Opfer geworden! Ach, warum folgst du nicht dem Willen deiner Eltern!“

Fran Wilde kniete leise weinend neben dem Gatten, und auch ihre umflorten Augen ruhten wie gehaunnt auf der Stelle, wo ihr Ältester versunken war.

„Mein Junge! Mein lieber Junge!“ flüsterte sie ärtlich und gramvoll.

Maria hielt die Hand der Mutter umklammert.

„Bertel, ach Bertel!“ schluchzte sie. Sie konnte es noch gar nicht fassen, daß das geliebte Brüderchen für immer von ihr gegangen sei.

Und dann sangen die Schulkinder M. Gottfried Hoffmanns Trostlied:

„Zeuch hin, mein Kind!“

Als sie zum dritten Verse kamen, wurde die arme Mutter ganz still, und ergeben sprach sie mit:

„Beuch hin mein Kind, im Himmel findest du,  
Was dir die Welt versagt;  
Denn nur bei Gott ist wahrer Trost und Ruh,  
Da wird kein Schmerz erfragt.  
Hier müssen wir in Ängsten schweben,  
Dort kannst du ewig fröhlich leben;  
Beuch hin, mein Kind.“ —

Wilde achtete nicht darauf. Wie geistesabwesend stand er und starre aufs Moor.

Erst als die Kinder zum Schlusse sangen:

„Mitten wir im Leben sind  
Mit dem Tod umfangen,“

fuhr er zusammen und seine Augen weiteten sich. Wider Willen mußte er zuhören, und ein Zittern ging durch seine hohe Gestalt, als der Gesang verhallte:

„Mitten in der Höllen Angst  
Unsre Sünd uns treiben;  
Wo solln wir denn fliehen hin,  
Da wir mögen bleiben?  
Zu dir, Herr Christ, alleine.  
Vergossen ist dein teueres Blut,  
Das gnug für die Sünde tut.  
Heiliger Herre Gott,  
Heiliger, barmherziger Heiland,  
Du ewiger Gott!  
Läß uns nicht entfallen  
Von des rechten Glaubens Trost.  
Kyrie eleison!\*)

Da schlug er die Hände vor das Gesicht und stöhnte vor innerer Qual:

\*) Dr. Martin Luther (um 1524) nach einer alten Übersetzung der Antiphone: Media vita in morte sumus.

„Meine Schuld! Ach, meine Schuld!“

Niemand vernahm die fast lautlose Klage; nur des Pastors Blicke ruhten mit unendlichem Mitleide auf dem schmerzdurchwühlten Antlitz des Unglücklichen.

---

## 2 Kapitel

### Das finstere Tal

Als der kleine Bernhard Wilde das erste Lebensjahr hinter sich hatte und schon kräftig auf strammen Füßchen durch Haus und Hof trottete, tat er eines Tages einen bösen Fall und lag stundenlang in tiefer Bewußtlosigkeit.

Der Heidebauer, der mit dem Kinde allein zu Hause war, — seine Frau und Maria holten Brotmehl aus dem Dorfe, — war außer sich vor Entsetzen.

Aber weder seine Liebkosungen, noch seine verzweifelten Bemühungen brachten den Kleinen ins Bewußtsein zurück.

Erst als die erschrockene Mutter zurückkehrte und ihren Liebling unter strömenden Tränen in ein schnell bereitetes heißes Bad legte, schlug dieser die blauen Augen auf und lächelte schwach.

Wilde stieß einen Freudenschrei aus.

„Er lebt! Gott sei Dank, er lebt!

Außerlich sah man keinen Schaden an dem Kinde. Als es aber die Mutter in die Wiegebettete, begann es leise und schmerzlich zu wimmern. — Da war es bald wieder vorbei mit aller Freude, denn dieses Wimmern hielt Tag und Nacht an und zerriß den armen Eltern das Herz.

Am nächsten Morgen packte der verzweifelte Vater kurz entschlossen auf und fuhr mit dem Kranken und der Frau in die entfernte Stadt zum Arzte.

Auch Maria wurde mitgenommen, denn man konnte das elfjährige Mädchen nicht allein in der einsamen Heidehütte lassen.

Das war eine traurige Fahrt durch die öden, unbahnten Wege! —

Sonst hatte der Kleine vor Entzücken gejaucht, wenn ihn der Vater aufs Pferd hob oder gar im Wagen mit hinaus ins Freie nahm.

Jetzt lag er stöhnend und mit geschlossenen Augen im Schoße der Mutter, und kein noch so zärtliches Liebeswort entlockte seinen schmerzverzogenen Lippen ein Lächeln.

Wilde stöhnte vor innerer Qual.

Was hätte er darum gegeben, wenn er dem geliebten Knaben hätte die Schmerzen abnehmen können!

„Und ich bin schuld! Ich bin schuld!“ stieß er plötzlich heiser heraus und blickte voll Verzweiflung auf das ächzende Kind.

„Nein, Heinrich, du bist nicht schuld,“ sagte da eine sanfte, wenn auch vor Schmerz bebende Stimme, und die blonde Mutter legte tröstend ihre Hand auf des Gatten geballte Faust.

„Nein, du Armer, verzage nicht. Ohne Gottes Willen fällt kein Haar von unserem Haupte! Der Herr hat es zugelassen, daß das Kind fallen müste. Dich trifft keine Schuld, denn du hast den Kleinen wie diesen Augapfel gehütet.“

Der Heidebauer ergriff dankbar die ihm dargebrachte Hand.

„Du bist gut, Elisabeth, viel zu gut für mich! Eine andere Frau würde dem, wenn auch unschuldigen Urheber dieses Unglücks, tausend Vorwürfe machen.“

„Was nützen Anklagen und Vorwürfe bei der gleichen?“ entgegnete die Heidebäuerin traurig.

„Auch die bittersten Worte können Geschehenes nicht ungeschehen machen! Ist es nicht viel besser, man er-

gibt sich in Gottes Willen und beugt sich in Demut unter seine gewaltige Hand?"

Der Bauer antwortete nicht, sondern starrte mit finsterem Gesicht ins Weite.

So erreichte man schweigend die Stadt.

Nach mehrfachem Hin- und Herfahren war endlich der gesuchte Arzt gefunden; und bald standen die betrübten Eltern mit klopfendem Herzen vor dem Mann der Wissenschaft.

Zwischen Zagen und Hoffen hob Frau Elisabeth die verweinten Augen zu dem Fremden empor.

"Helfen Sie, lieber Herr; um Gottes willen, helfen Sie unserem armen Kinde!"

Der Doktor sah mitleidig auf die leidgebeugte Mutter. Dann ließ er sich alles ausführlich erzählen und untersuchte den Knaben aufs Sorgfältigste.

Den Eltern schien es eine Ewigkeit zu dauern, bis er fertig war; und als er sich endlich zu ihnen wandte, hörten sie erschrocken, wie er leise seufzte.

"Es tut mir herzlich leid," begann er stockend und bedauernd, „es tut mir herzlich leid, dem Kleinen ist nicht mehr zu helfen. Er hat schwere innere Verletzungen erlitten, an denen er unrettbar sterben muß. Es kann noch einige Tage mit ihm dauern; es kann aber auch schon heute Abend mit ihm zu Ende gehen. Und es ist besser so. Dankt Gott, wenn er erlöst wird. Unheilbares, jammervolles Siechtum wäre sein Los, wenn er noch einmal davon käme."

Die Mutter weinte leise auf, und der Vater wurde totenblau, aber keins von ihnen brach in laute Klagen aus, wie es sonst unter den Leuten ihres Standes so vielfach üblich ist.

Der Arzt, der dergleichen wohl auch erwartet haben möchte, guckte sich darum auch ganz verwundert dieses armelige Bauernpaar an. Aber er machte sich weiter

keine Gedanken, — denn er war sehr beschäftigt, — und sagte nur erleichtert:

„Na, das ist vernünftig. Alles Jammern hilft doch nichts, und das Kind ist im Himmel besser aufgehoben als bei euch.“

Der Heidebauer fuhr zusammen und sah den leidigen Tröster finster an. Dann nahm er seinen sterbenden Liebling auf den Arm und schritt mit ihm zur Tür hinaus.

Die Mutter sprach einige leise Dankesworte und folgte dem Manne wankenden Trittes.

Fast verdutzt sah der Arzt den Fortgehenden nach.

„Sonderbare Leute! Scheinen einst bessere Tage gesehen zu haben. — Hätte es nicht gewagt, dem finsternen Gesellen seinen Taler für die Untersuchung wieder in die Hand zu stecken. Hm, hm, sah ja trotz des armeligen Kittels fast wie ein vornehmer Herr aus. Da hinter steckt etwas. Na, meinetwegen, was geht's mich an! Ich habe besseres zu tun, als geringer Torsgräber Geheimnisse nachzuspüren.“

---

Todesstraurig und in schweigendem Jammer traten die Eltern mit dem franken Kinde den Heimweg an.

Als sie die Heidehütte erreichten und den Kleinen in die Wiege gebettet hatten, merkte der Vater, daß sich das Gesichtchen des Knaben plötzlich auffallend veränderte.

Sollte schon jetzt das Ende kommen?

„Allmächtiger, erbarme dich! Nein, nein, laß ihn mir noch,“ schrie er und stürzte verzweifelt ins Freie.

„Es muß noch eine Hilfe geben,“ rief er der angstigten Frau zu, als er davon eilte.

Er wußte selber kaum, was er da draußen wollte, aber die innere Qual trieb ihn von dannen.

So irrte er planlos und halb von Sinnen durchs Moor; und so fand ihn Pastor Schröder am Anfang unserer Erzählung. — —

Mitleidsvoll folgte der ehrwürdige Geistliche seinem voran hastenden Führer, und bald standen die beiden Männer an dem Schmerzenslager des Kleinen.

Liebevoll beugte sich der Pfarrer über das frakte Kind. Aber erschrocken fuhr er zurück.

Seinem geübten Auge konnte es nicht entgehen, daß hier jede Hilfe vergeblich war.

Er hatte ja nichts von dem verhängnisvollen Sturze des Knaben gewußt und nur angenommen, er sei an irgend einem Kinderleiden erkrankt. In diesem Falle hätte er vielleicht noch Rettung bringen können!

Hier war alle Kunst und Mühe umsonst!

Der gute Hirte wollte sein Schäflein heimholen; und die Majestät des Todes thronte schon auf der wachsbleichen Stirn des sterbenden Kindes. — —

Und wieder fiel dem Geistlichen auf, daß auch dieser scheidende Kleine so ganz und gar nicht in den Rahmen seiner armeligen Umgebung zu passen schien:

Wie ein Bild von Marmor lag das feine Gesicht auf den groben, buntgewürfelten Kissen, und die schlanken Glieder waren auffallend zart und wohlgebildet. —

Mit einem Seufzer wandte sich Schröder zu den in schmerzvoller Spannung neben ihm wartenden Eltern:

„Hier ist alle Menschenkunst und Hilfe vergeblich. Das Kindlein geht heim. Kommt, meine Freunde, laßt uns den Herrn um ein sanftes Ende bitten.“

Die Mutter weinte schmerzlich auf, und der Heidebauer stöhnte verzweifelt.

„Ich wußte es! Er wird mir genommen! Ich bin verflucht und was ich lieb habe, muß verderben!“

Er ballte ergrimmt die Hände.

Die Frau sah ihn traurig an; aber er achtete nicht darauf.

Mit brennenden Augen blickte er auf den sterbenden Knaben und hörte kein Wort von der tröstenden Fürbitte des Seelsorgers.

Als alles vorüber war, und sein Liebling bläß und reglos in den Kissen lag, stürmte er aufs neue in die Nacht hinaus.

Erst beim Morgengrauen trat er mit müden Schritten ins Sterbegemach und reichte seiner verweint und abgeängstigt aussiehenden Frau schweigend die Hand.

Wie von schrecklicher Sorge befreit umklammerte sie seine Rechte und rief angstvoll bittend: „Heinrich, ach Heinrich, verlaß uns nicht!“

Erschüttert neigte er sich über sie und sagte ernst:

„Der Versucher ist überwunden. Ich bleibe bei euch, und nur Gott, der Herr, soll uns von einander scheiden.“

Da drückte Frau Elisabeth in heißer Dankbarkeit des Gatten Hand und rief aufatmend:

„Gott sei gepriesen! Nun will ich alles andre Kreuz in Demut tragen!“

---

Als der kleine Bernhard Wilde auf dem Kirchhofe des Dorfes zur letzten Ruhe bestattet worden war, ging das Leben auf der Heide wieder seinen gewohnten Gang.

Der Bauer grub nach wie vor seinen Torf und fuhr ihn zum Verkaufe in die Stadt.

Die Frau schaffte unermüdlich in Haus und Garten, und Maria ging der Mutter flink und geschickt zur Hand.

Aber es war doch nicht so, wie sonst! Das kleine Kind hatte eine große Lücke hinterlassen, und Eltern und Schwester vermißten den geliebten Knaben aufs schmerzlichste.

Pastor Schröder hatte den mühseligen Gang durchs Moor nicht gescheut und war, so oft es seine Zeit erlaubte, als Freund und Tröster in die Heidekate gekommen.

Zu seiner Freude fand er, daß Wilde etwas zugänglicher wurde und vor allem nicht mehr so verbittert und menschenscheu war.

Über seine Familienverhältnisse sprach er zwar nie ein Wort, aber der Geistliche merkte doch, daß ihm sein Kommen nicht mehr so störend und unangenehm, wie im Anfang ihrer Bekanntschaft war.

Auch die Frau verschwand nicht mehr bei seinen Besuchen, sondern setzte sich, wenn es ihre Hausarbeit zuließ, mit dem Spinnrade zu den plaudernden Männern. Ihrer bekümmerten Seele tat es augenscheinlich wohl, den freundlichen und aufmunternden Worten des Pastors zu lauschen.

Die Unterhaltung war ja meistens zwar etwas einseitig: Schröder sprach und erzählte und Wilde gab nur hin und wieder ein Wort dazu.

Aber alles, was er sagte, hatte Hand und Fuß, und der Gast merkte oftmals, wie er nur mit Mühe sein Wissen und Können zu verbergen vermochte.

Auch Frau Elisabeth hatte zweifellos eine bessere Erziehung genossen, denn kein unseines und unrichtiges Wort kam über ihre Lippen, und alle ihre Bewegungen waren gefällig und harmonisch.

Maria begrüßte den verehrten Alten jedesmal mit großer Freude. Er hat stets ein freundliches Wort für sie und brachte ihr stets eine Kleinigkeit mit. Bald war es ein Lesebuch, bald ein schöner Apfel, und dankbar küßte die Kleine die Hand des Wohltäters.

Für das einsame Kind, das ohne jedweden gleichaltrigen Gefährten aufwuchs, war sein Kommen eine Quelle größten Entzückens.

Seit die Brüder tot waren, hatte niemand mehr mit ihm gelacht und gescherzt.

Vater und Mutter waren zwar immer gut und freundlich, aber ihre trauernden und bekümmerten Herzen hatten es verlernt, mit dem Töchterchen fröhlich zu sprechen.

Da kam der Greis und brachte dem Kinde den lang entbehrten Sonnenschein.

Und wenn er dann so harmlos und vergnügt mit Maria plauderte, dann flog es auch manchmal über die vergrämten Züge des Ehepaars wie der Schatten eines Vächelns.

---

Als der Winter kam und das Moor fest gefroren und ohne Gefahr zu begehen war, durfte Maria die Schule im Dorfe besuchen. Lesen und Schreiben konnte sie schon, und der Herr Kantor hatte bald seine helle Freude an ihrer Aufmerksamkeit und Wissbegier.

Die Dorfkinder hatten die strenge Weisung von ihren Eltern, sich nicht mit der hergelaufenen fremden Trine abzugeben.

„Däß ihr euch nicht unterstehet! Wer weiß, was das für Volk ist und wo es herkommt?“ —

Und die Kinder behandelten die neue Mitschülerin mit Verachtung und Lieblosigkeit.

Umsonst versuchte der Lehrer Wandel zu schaffen. Alle seine Ermahnungen bei der Jugend blieben vergeblich; und als er einst einem Großbauer darüber Vorstellungen mache, sagte dieser abweisend:

„Das versteht ihr nicht, Herr Kantor; das ist meine Sache. — Stand bleibt Stand, und Standesunterschiede müssen sein. Ich leide es einmal nicht, daß meine Stine mit dem hergelaufenen Mädel verkehrt. Gebt euch keine Mühe, mich zu überreden. Ich stehe fest zu meiner Meinung. Außerdem habt ihr dem fremden Volke auch nicht ins Herz geguckt. Wer

so ängstlich allen Mitmenschen aus dem Wege geht, der hat sicher schon allerlei auf dem Kerbholze. Der Mann besonders sieht immer so finster aus, dem möchte ich nachts nicht allein auf dem Moor begegnen! — Wenn der keine Blutschuld auf dem Gewissen trägt, dann heißt' ich Hans!"

„Er hat viel Leid erfahren, der Arme," wagte der Kantor einzuwenden.

Aber der Andre ließ es nicht gelten.

„Ah was, ihr meint, daß ihm die beiden Jungen gestorben sind? So was kriegt doch einen Mann nicht unter! — Ich habe auch meine drei Ältesten hergeben müssen. Aber das verwindet man doch mit der Zeit und geht nicht jahrelang mit einem Armsündigergesicht herum. Ich bleib' dabei, der Gesellschaft ist nicht zu trauen, und meine Stine läßt die Hände davon. — Und so wie ich, denken alle im Dörfe; und ich rate euch, Herr Kantor, mischt euch nicht in unsere Angelegenheiten. Ihr hättet nur Ärger davon."

Betrübt und kopfschüttelnd ging der redliche Lehrer nach Hause, und ein altes Sprichwort zog ihm durch den Sinn:

Bauernstolz ist ärger denn Grafenstolz!

---

Als Maria die Mißachtung der Kameraden merkte und ihre lieblosen Reden hörte, zog sie sich scheu zurück.

Sie hatte überhaupt noch garnicht versucht, sich an sie heran zu machen; denn sie war viel zu schüchtern dazu; und so reich ihr Gemüt und Innenleben auch war, so konnte sie ihm doch keinen Ausdruck geben. —

Die unverdiente Zurücksetzung tat ihr sehr weh, aber sie verbitterte sie nicht.

Sie erzählte auch zu Hause nichts davon; denn sie fürchtete, der Vater würde ihr dann den Besuch der Schule untersagen.

Aus dem häßlichen Benehmen der Andern machte sie sich bald nichts mehr. Der Herr Kantor war immer lieb und freundlich zu ihr; und nach den Stunden durfte sie oftmals in die Pfarre kommen. Die gute Frau Pastorin hatte dann schon ein Schüsselchen warme Suppe für sie bereit, und beim Herrn Pastor durfte sie die große Vogelschar bewundern.

Welche Wonne, wenn das zahme Rotkehlchen auf ihren Finger hüpfte und zutraulich die Krümchen pickte! —

Als der Frühling kam, und das Tauwetter die Wege durchs Moor für einen Ungeübten unpassierbar machte, hörte diese Freude auf. —

Aber mit dem ersten Maientage tat ein neues Brüderchen in der Heidehütte die großen, blauen Augen auf, und nun kannte Marias Entzücken keine Grenzen mehr!

Nun hatte sie wieder etwas zum Leben, spielen und scherzen!

O, wie wollte sie den holden Kleinen hüten und pflegen und ihm allezeit die Hände unterbreiten! —

Mit überströmenden Augen sah Wilde auf den neugeborenen Sohn; und zum erstenmale seit langer Zeit kam ein Dankespsalm über seine Lippen:

„Herr, ich bin zu geringe aller Barmherzigkeit und Treue, die du an mir getan hast! — Ich habe nichts als Strafe verdient und du schenkst mir diese Freude! Dir sei Lob, Preis und Dank von nun an bis in Ewigkeit!“

Mit seligem Lächeln lag Frau Elisabeth in den Kissen:

„Ach Heinrich, gottlob, nun hast du wieder einen Sohn!“

Liebevoll drückte Wilde die Hand seines treuen Weibes:

„Ja, Elisabeth, nun haben wir wieder einen Jungen, und will's Gott, dürfen wir ihn groß ziehen.“

### 3. Kapitel

#### Allerlei

Der kleine Rüdiger, wie er in der heiligen Taufe genannt wurde, war ein schönes, kräftiges Kind und er gedieh prächtig.

Pastor Schröder, der den herzlichsten Anteil an dem Glücke seiner Schützlinge nahm, hatte seine helle Freude an dem prächtigen Jungen.

„Heidebauer, das ist ein Staatskerl! — Um den könnte euch der König beneiden! — Gelt, jetzt habt ihr wohl Ursache, Gott zu danken?“

Und der trostige Mann senkte froh und demütig den Kopf.

„Ja, Hochwürden, der Herr hat mich über Bitten und Verstehen erfreut; und niemals mehr werde ich an seiner Gnade zweifeln.“

---

Als Rüdiger Wilde knapp ein Jahr alt war, ereignete sich etwas nie Dagewesenes: Fremder Besuch kam in die Heidekate. —

Auf dem Heimwege aus der Stadt begriffen, fand der Bauer am Straßenrande einen todfranken Mann. Ohne sich lange zu besinnen, lud er den Bewußtlosen auf den leeren Torskarren und nahm ihn mit in sein Haus.

Der Fremde sah nicht gerade sehr vertrauenerweckend aus, und Frau Elisabeth erschraf im ersten Augenblick nicht wenig über den ungebetenen Gast.

„Ah Heinrich, ich fürchte mich, mit ihm allein zu bleiben, wenn du draußen im Mdroor bei der Arbeit bist. Das ist ein gar zu unheimlicher Mensch.“

„Ich sah auch nicht besser aus, als du und dein Vater, — Gott habe ihn selig, — mich damals blutend

im Walde fanden und ihr an mir Samariterdienste tatet," sagte Wilde ernst. —

"Nein, Elisabeth, ich konnte und durfte nicht anders, ich mußte ihn mitnehmen. Und nun mache schnell ein Lager zurecht und koch einen kräftigen Kräutertee. Komm, komm, du bist ja sonst so gut und barmherzig. Du wirst doch diesen armen Kerl nicht von der Tür weisen, weil er durch Not und Elend verkommen und räuberhaft aussieht?" —

Frau Wilde war etwas beschämmt und machte sich nun doppelt eifrig an die Arbeit.

"Damals, bei dir, war das doch etwas ganz Anderes," meinte sie entschuldigend. "Vater und ich merkten gar bald, daß du kein hergelaufener Schnapphahn, sondern ein" —

"Sondern ein halbverhungerter Unglücklicher warest," fiel der Heidebauer hastig ein und winkte abwehrend mit der Hand.

Die Frau schwieg erschrocken und sah scheu auf ihren Mann.

Wie unüberlegt von ihr, wieder von den alten Geschichten anzufangen, wo sie doch wußte, daß es ihn aufregte und für lange Zeit schweigsam und traurig mache! —

Gleich bei ihrer Verheiratung hatte er ihr gesagt: "Frage nie nach meiner Vergangenheit, ich darf nicht reden. Je weniger du weißt, desto besser ist's, denn schon das alte Sprichwort bestätigt es: Wer nichts weiß, kann nichts verraten!" Die Vergangenheit ist abgetan, und ich will jetzt mit dir ein neues Leben beginnen." —

Elisabeth liebte den Gatten von ganzem Herzen und kam willig seiner Bitte nach. — Sie war glücklich, daß er sie und ihr verwaistes Töchterchen unter seinen Schutz genommen hatte, und ihre stille, anschmieгende Seele fügte sich freudig seinem überlegenen Geiste.

Alle Tage dankte sie Gott, der ihr den Fremden einst in den Weg führte, denn trotz viel äußerer Not und schwerer Trübsal, hatte sie doch erst an seiner Seite das Glück kennen gelernt.

Ihr erster Mann, ein einfacher Bauer, war bedeutend älter gewesen als sie, und sie hatte ihn auch nur aus Gehorsam gegen ihren Vater genommen.

Dem hatte er einst einen großen Dienst geleistet, d. h. Geld geborgt, und als er dann als Gläubiger und Freier kam, und der Vater nicht zahlen konnte, war die Tochter für des Vaters Schuld willig in den Kiß getreten. —

Sie hatte es soweit auch nicht schlecht getroffen. Ihr Gatte war ein gutmütiger, anspruchsloser Mensch, und äußerlich ging es ihr besser, wie daheim. —

Aber nur zu bald kam das Unglück.

In einer Gewitternacht brannte der Hof mit allem Erntesegen bis auf den Grund nieder, und Brodersen — so hieß Elisabeths Mann — erlitt infolge des Schreßes einen Schlaganfall, dem er binnen drei Tagen zum Opfer fiel. —

Gänzlich verarmt kehrte die junge Witwe mit dem kaum zwei Monate alten Töchterchen auf das väterliche Güthchen zurück.

Der alte Heidenberg, — er hieß eigentlich „von Heidenberg“ und entstammte westfälischem Uradel, nur hatten seine Ahnen im dreißigjährigen Kriege Geld, Gut und Namen verloren — empfing die Tochter und das Enkelchen mit Freuden.

So armelig auch die Scholle war, die er zur Zeit sein Eigen nannte, sein heiterer Mut und sein Gottvertrauen verließen ihn nicht. —

„Langt's für einen, langt's für zwei; langt's für zwei, langt's auch für drei,“ rief er heiter, als sich Elisabeth Vorwürfe machte, daß sie ihm nun wieder zur Last fallen müßte.

„Kind, Kind, was sorgst du? Weißt du nicht mehr,  
dass geschrieben steht: Alle eure Sorge werdet auf ihn,  
denn er sorget für euch?“

Die junge Frau lächelte dankbar.

„Guter Vater, deine Bissen sind so schon so schmal  
und trocken, und nun kommen Maria und ich und  
machen sie noch kleiner.“

„Je älter man wird, desto weniger braucht man,“  
tröstete der Greis.

„Ich bin froh, dass ihr da seid, und für das übrige  
lasse ich unsren Herrgott sorgen.“ — —

Ein Jahr nach Elisabeth's Heimkehr fanden Vater  
und Tochter auf einem Wege nach der Stadt den be-  
wusstlosen und halbtoten Heinrich Wilde.

Ohne langes Bedenken luden sie den blutenden  
Fremdling auf die Holzkarre und führten ihn nach  
Hause.

Sie ließen ihm alle Barmherzigkeit angedeihen und  
opferten die letzten Groschen für Doktor und Arznei.

Wochenlang schwieg der Kranke am Rande des  
Grabes, und alle Liebesmüh schien vergebens. Aber  
endlich siegte seine kräftige, jugendliche Natur, und er  
erstand zu neuem Leben.

Doch große Freude schien er an dieser Gottesgnade  
nicht zu haben.

„Warum ließet ihr mich nicht sterben?“ sagte er  
finster, als Heidenberg ihm zu seiner Genesung Glück  
wünschte.

„Mir wäre tausendmal wohler, wenn ich die Sonne  
nicht mehr zu sehen brauchte. Ein Heimatloser ist am  
besten unter dem Rasen aufgehoben. Ihr habt mir  
schlechte Liebe erwiesen, als ihr mich wieder in dies  
elende Leben riefet.“ —

Aber da kam er bei dem alten glaubens- und da-  
seinsfrohen Mann schön an!

Was denn das für sündhafte, gottlose Reden seien! Er solle lieber seinem Schöpfer danken, daß er ihm noch Zeit zur Buße und Umkehr gelassen habe. Der Herr meine es jedenfalls sehr gut mit ihm, daß er ihn nicht plötzlich dahin gerafft habe. —

Der Fremde senkte den Kopf, aber er entgegnete kein Wort, und Heidenberg wußte nicht, ob seine gutgemeinte Ermahnung auf fruchtbaren Boden gefallen sei. Er war auch klug genug, nicht zu viel zu reden, denn er dachte an die alte Wahrheit:

„Was das erste Wort gut gemacht hat, macht das zweite wieder schlecht.“

Er ließ darum den jungen Gast vorläufig in Ruhe und kümmerte sich nicht um sein Tun und Treiben. — Als die Ernte nahte und der Genesene vom Weiterwandern zu sprechen begann, fragte er ihn, ob er nicht bei ihm bleiben und ihm bei der Bewirtschaftung des Güttchens helfen wolle. —

Im Grunde brauchte er niemand zum Beistande. Er selber war noch sehr rüstig, und für den kleinen Acker genügte ein Mann. Aber er merkte die innere und äußere Not des anderen, und herzliches Mitleid hieß ihn alle menschliche Klugheit beiseite schieben.

Außerdem gefiel ihm der Unbekannte vom ersten Augenblicke an, und auch seine sonst so schene und ängstliche Tochter Elisabeth hatte großes Zutrauen zu ihm.

„Herr Vater, das ist kein Verlorener. Und er stammt aus guter Familie. S' ist ihm nur im Unglück alles verloren gegangen.“

„Wie mir!“ lachte der Greis launig.

„Gott sei Dank, daß das Heil der Seele nicht am Adel und am Rittergute hängt! — Aber du hast recht Kind: Heinrich Wilde, wie er sich nennt, gefällt auch mir, und ich traue ihm nichts Schlechtes zu. Wenn er Lust hat, mag er hier bleiben, so lange er will.“

Daraufhin machte er dem Fremden das freundliche Anerbieten. Beschämt und dankbar sah dieser auf den edelmütigen Wirt.

„Wie soll ich euch eure Barmherzigkeit vergelten! Ihr kennt mich ja garnicht und wißt nicht, wie ich euch diesen Liebessdienst lohne!“

„Das läßt nur meine Sorge sein,“ mehrte der Alte und reichte dem neuen Haushenossen die Hand.

---

Heinrich Wilde hatte sich bald eingelebt. Zu erster fiel ihm die augenscheinlich ungewohnte, grobe ländliche Arbeit ersichtlich schwer. Aber mit großer Beharrlichkeit überwand er Unbehagen und Widerwillen. Diese anstrengende, körperliche Beschäftigung war Balsam für sein zerrissenes Gemüt und verscheuchte wenigstens auf Stunden die quälenden Gedanken. —

Über seine Vergangenheit sprach er nie, und Heidenberg fragte auch nicht danach. Von Anfang an hatten Vater und Tochter bemerkt, daß ihr Guest nicht hergelaufener Leute Kind war; und sein ganzes ferneres Benehmen und Verhalten bewies ihnen, daß sie recht daran taten, ihm so rückhaltlos zu vertrauen.

Mit Worten freilich dankte er ihnen nicht. Er blieb verschlossen und schweigsam, und nur das lustige Spielen und Pappeln der kräftig heranwachsenden, kleinen Maria konnte ihm hin und wieder ein Lächeln ablocken.

Überhaupt bestand zwischen dem ernsten Manne und dem jungen Kinde eine große Freundschaft. Vom Arme der Mutter herab verlangte die Kleine ungestüm nach Wilde; und sobald sie laufen konnte, trottete sie hinter ihm her.

„Da möchte man ja beinah eifersüchtig werden“, lachte der alte Heidenberg öftmals; aber er gönnte dem Anderen von Herzen diese Zuneigung des Enkelchens, war sie ihm doch nur eine neue Bestätigung für seine gute Meinung über Heinrich.

Für den Heimatlosen aber war die Liebe des unschuldigen Geschöpfes wie ein Geschenk des Himmels. Wenn die Kleine die Ärmchen um seinen Hals schlang und: „Duter Hein“ stammelte, kam er sich wie entföhnt vor, und heiße Dankbarkeit gegen das Kind und dessen Angehörige erfüllte seine Seele.

„Marièle“ Brodersen war durchaus nicht schön, aber ihre herzige Art und ihre treuen Augen taten es allen an. —

„Das ist ein Kind besonderer Art,“ sagte öftmals der Ortspfarrer. „Ich bin gewiß, es wird den Ihren dereinst zum Segen werden. Solche Herzengüte und solche Selbstlosigkeit findet man nicht viel.“ —

Seine Prophezeiung ist buchstäblich in Erfüllung gegangen.

---

Zwei Jahre vergingen in Arbeit und Stille.

Wilde kam sich wie in einem Friedenshafen vor.

Wenn er abends totmüde aufs Lager sank und die sonst so gefürchtete Nacht traumlos durchschlief, pries er Gott für die anstrengende, körperliche Beschäftigung, die die quälenden Gedanken verscheuchte. —

Oft wünschte er sich nichts weiter, als hier in Abgeschiedenheit und Ruhe sein Leben verbringen zu können. —

Und fast schien es, als sollte ihm dieser Wunsch in Erfüllung gehen.

Der alte Heidenberg hatte das Unglück, beim Holzfällen von einem stürzenden Baume getroffen zu werden. Mit zerschmetterten Füßen brachte man ihn nach Hause. Bei seiner fernigen Natur ging es zwar nicht gleich zum Tode, aber er war doch von Stund an zu jeder Arbeit unfähig. —

Er konnte hinfert nichts weiter tun, als geduldig sein schweres Kreuz tragen und den Seinen für alle Liebe und Aufopferung zu danken.

Wie froh war er nun, daß er an Wilde solchen treuen Beistand und Helfer hatte! Keine Arbeit, keine Pflege wurde dem Jüngeren zu viel, und der Greis dankte Gott alle Tage, daß er ihm damals den Fremdling in den Weg geführt hatte.

Auch Frau Elisabeth war mit dem Stande der Dinge sehr zufrieden und wünschte sich kein besseres Leben.

Ihre stille, sanfte Seele fühlte schon längst für den ernsten Mann die herzlichste Zuneigung; und als der Vater eines Tages sagte:

„Elisabeth, ich könnte ruhig sterben, wenn Wilde dein Gatte würde,” da senkte sie erglühend das Haupt.

Ach, sie wagte ja nicht im Traum zu hoffen, daß der ihr in jeder Beziehung so weit überlegene Mann ihre Liebe erwidern könnte!

„Herr Vater, der denkt nicht an dergleichen und ihr seid ja noch lange nicht am Tode.“ —

Aber der Alte hatte keine Ruhe mehr. Er fühlte, seine Tage waren gezählt, und die Sorge um Tochter und Enkelkind ließ ihn nicht still werden. —

Wer würde die Verlassenen schützen, wenn er unter dem Rasen lag? —

Und so fasste er sich denn eines Tages ein Herz und bot Heinrich an, sein Schwiegersohn zu werden.

Wilde war im ersten Augenblick fast erschrocken. Er hatte, wie Elisabeth richtig ahnte, nie daran gedacht.

Aber das Zutrauen und die Herzensgüte des sterbenden Greises erschütterten ihn aufs tiefste. Außerdem hatte ihm Elisabeths ganzes Wesen hohe Achtung abgewonnen, und die kleine Maria liebte er zärtlich.

Konnte er nicht Gott auf den Knieen danken, daß ihm, dem Heimatlosen, hier Haus, Hof und Familie geboten wurde? —

„Meister, lieber Herr Vater, wie soll ich euch danken!“ sagte er bewegt.

„Ihr kennt mich nicht und wollt mir euer Liebtestes geben?“

„Ich kenne dich gut genug, mein Sohn,“ entgegnete der Alte froh. —

„Nach Vergangenheit und Namen frage ich nicht; und deine Tüchtigkeit und Treue hast du mir oft genug bewiesen. Nimm mein Kind und meinen Segen; und will's Gott, darf ich noch etliche Monate Zeuge eures Glückes sein.“

---

Wenige Wochen darauf wurde Elisabeth Brodersen das Weib Heinrich Wildes, und der alte Heidenberg erlebte wirklich noch das „Glück“, d. h. er durfte noch Pathe seines ersten Enkelsohnes sein, der nach ihm den Namen Heribert erhielt. —

Bei dieser Gelegenheit erfuhr Wilde auch, daß seine Frau eigentlich adligen Herkommens sei und sich noch immer zu Recht „Elisabeth, geborene von Heidenberg“ nennen dürfe.

Der Schwiegervater sah ihn bei dieser unerwarteten Eröffnung prüfend an.

Aber der Jüngere sagte nur aufatmend und befriedigt:

„Gott sei Dank! Nun ist alles in Ordnung, wenn

---

Er schwieg und der Greis lächelte verstehend.

„Hein, ich bin auch nicht von heut und gestern; — ich freu mich, daß mein Kind aus altem Stamme an den Rechten gekommen ist! Not und Elend haben mich zum einfachen Bauern gemacht, — Geld, Gut und Adel sind verloren gegangen, — aber ich habe dennoch nie vergessen können, daß meine Ahnen einst als Reichsgrafen mit Kaiser Barbarossa gen Italien zogen. Hätte ich einen Sohn gehabt, so hätte ich die alten Rechte vielleicht aufs neue anerkennen und bestätigen lassen.

Mir, dem armseligen, unbekannten Waldbauer, konnten Adel und irdische Ehren nichts nützen. Ich bin auch so durchs Leben gekommen und, Gott Lob! ich bin immer glücklich und zufrieden gewesen."

Wortlos drückte Wilde dem wackeren Manne die Hand; und heiße Reue stieg in ihm auf, daß er nicht auch, gleich diesem frommen Alten, mit unbeschwertem Gewissen auf die Vergangenheit zurückblicken durfte.

---

Ein halbes Jahr nach dieser Unterredung ging der Kranke in Frieden heim. Die Kinder betrauerten ihn tief und schmerzlich und vermißten ihn allerorten.

Heinrich besonders war oftmals verlangend nach ihm.

Immer hatte der Greis ein gutes, außmunterndes Wort für ihn gehabt; und seine Art, mit dem verschloßenen und oft in Trübsinn versunkenen Schwiegersohn umzugehen, wirkte auf diesen direkt belebend.

Auch daß er ihn dureinst, so zu sagen auf Treue und Glauben genommen hatte, konnte der Jüngere nie vergessen.

Trotzdem er niemals, auch nach seiner Verheiratung mit Elisabeth nicht, — über seine Herkunft und Vergangenheit gesprochen hatte, hatte Heidenberg ihm doch von Anfang an volles Vertrauen entgegen gebracht und in allen Dingen Zartgefühl und Verständnis bewiesen.

Das alles dankte Wilde ihm nun von Herzensgrunde noch über das Grab hinaus und hielt sein Gedächtnis hoch in Ehren.

Als etliche Nachbarn bei dem Begräbnisse wohlmeinend sagten: Es sei doch recht gut, daß der Kranke endlich erlöst wäre und den Seinen nicht mehr zur Last falle," sah er die leidigen Tröster vorwurfsvoll an und erwiederte ernst:

„Der Vater war uns keine Last, sondern ein Segen! Wollte Gott, er lebte noch und ich dürfte ihn weiter versorgen!“

Die Bauern gingen kopfschüttelnd davon. Das verstanden sie nicht, denn auf dem Lande heißt es ja meistens:

„Alte Leute, alte Pferd'  
Schaffen nichts und sind nichts wert.“

Nach dem Tode Heidenbergs ging das Leben auf dem Waldhofe anscheinend seinen gewohnten Gang weiter.

Der junge Bauer arbeitete noch eifriger, wie früher in Haus und Feld; und die Nachbarn meinten teils anerkennend, teils neidisch:

„Der bringt den Hof wieder hoch.“

Überhaupt beschäftigten sie sich seit der Alte nicht mehr seine schützende Hand über den „Fremden“ hielt, unausgesetzt mit Wilde.

„Richts Gewisses weiß man nicht, und ein ordentlicher Mensch kann doch sagen, wo er herstammt.“

„Da ist sicher was nicht in Ordnung, Rubbersche (Nachbarin). Ich mein halt immer, der hat was auf dem Kerbholze. — Nehmt euch man recht in acht.“ —

Die Nachbarin nickte verständnisinnig: „Ja, ja, vielleicht hat er gar schon einen derschlagen und ausgeplündert. Denn warum? Jetzt ist nie nicht mehr Not auf dem Waldhofe.“

„Ja, ja, man hat auch schon Gedanken gehabt! Richtig ist die Sache mit dem neuen Bauern nicht! Mir wäre es recht, wenn er wieder dahin ginge, wo er herkam.“ —

„Na, da soll ja wohl Rat werden,“ meinte eine Andere hämisich.

„Der Einzelbauer, der nächste Nachbar zu dem Fremden, hat eine alte Geschrift aufgefunden. Danach

steht es unumstößlich fest, daß die Kiefernheide, die doch das beste Stück vom Waldhofe ist, gar nicht zum Waldhofe gehört, sondern zum Einzelgute. Nächstens wird er die Sache vor Gericht anhängig machen. — Der Einzelbauer ist zwar kein Guter, und ich gönn' ihm eigentlich den Wald nicht, aber wenn er uns dadurch den Fremden vom Halse schafft, soll's mir auch recht sein."

"Ahnunglos, was für ein Ungewitter sich über ihren Häuptern zusammenzog, lebten unterdessen Wilde und die Seinen in Arbeit und Stille weiter.

Ein Gefühl der Ruhe und Zufriedenheit war endlich über den Heimatlosen gekommen. — Vom frühen Morgen bis zum späten Abend schaffte er unermüdlich für Weib und Kind; und wenn Frau Elisabeth schüchtern mahnte:

"Gönn' dir doch Zeit, Hein, du arbeitest dich ja zu Tode," ; dann sagte er abwehrend:

"Läß mich nur. — Ich danke Gott, daß ich wieder eine Heimat habe und weiß, für wen ich lebe und wirke. Will es der Allmächtige, schaffe ich es noch, daß Heribert hier einst auf schuldenfreiem Gute sitzt und Maria einen ordentlichen Brautschatz erhalten kann."

Da lächelte auch Elisabeth zufrieden und beglückt und dankte ihrerseits dem Herrn für diesen treuen und gewissenhaften Gatten und Hausvater. — — —

Wie ein Blitz aus heiterem Himmel, kam eines Tages die Aufforderung für den Bauern, sich auf dem Gerichte der nächsten Stadt einzufinden. —

Aufs äußerste beunruhigt und voll banger Gedanken machte sich Wilde auf den Weg. —

Ach, sein Gewissen war ja leider nicht rein und unbefleckt, und er fürchtete allerlei Fragen und Unannehmlichkeiten, wegen seiner Vergangenheit. —

Von der wahren Ursache seiner Vorladung hatte er keine Ahnung. —

Angstvoll ließ ihn Frau Elisabeth ziehen. —  
Was konnte das bedeuten?

Den ganzen Tag über trieb sie Sorge und Unruhe  
unstät im Hause umher. Selbst das heitere Spiel der  
Kinder vermochte sie nicht aufzumuntern, und bangend  
sah sie der Heimkehr des Gatten entgegen. —

Ihre trübe Ahnung hatte sie leider nicht getrogen!  
Um Jahre gealtert und vollkommen gebrochen, trat  
Wilde abends ins Zimmer.

„Es ist aus!“ stöhnte er nur und sank dann wie be-  
fimmungslos auf die Ofenbank.

Aufs heftigste erschrocken, bemühte sich die Frau  
um ihn.

„Heinrich, Heinrich, was ist's?“ —

Aber er achtete nicht auf sie und bemerkte auch nicht  
ihr liebevolles Tun.

„Heimatlos! Unstät und flüchtig wie Kain! — Ja,  
ja, ich bin Kain!“ — murmelte er verstört und versank  
dann in eine Art Halbschlummer. —

Erst am andern Morgen erfuhr die entsezte Frau  
worum es sich eigentlich handelte, und daß sie alle nun  
tatsächlich so gut, wie heimatlos seien:

Auf Grund der vom Einzelbauer gefundenen alten  
Schrift, war rechtskräftig entschieden worden, „daß die  
„Waldheide“ hinsort nicht mehr zum Waldhofe, son-  
dern zum Einzegute gehöre.“ —

Damit war der Ruin der Waldhofleute bestätigt:  
Von der baufälligen Hütte und dem winzigen Garten  
konnte niemand leben. —

Frau Elisabeth war außer sich.

„Heinrich, das ist nicht wahr! Das darf nicht sein!  
Wenn das der Vater wüßte! — Der Einzelbauer ist  
ein Schuft; der betrügt uns.“ —

Aber Wilde schüttelte müde den Kopf.

„Es ist nichts zu machen! — Die Urkunde besteht  
zu recht, und der Gegner kann uns schon morgen den

Wald nehmen. — Ich wundere mich auch garnicht über diesen neuen Schlag. Ich bin verfehmt und verloren und reiß auch die Meinen mit ins Unglück! — Hättest duarme mich nicht geheiratet, so wäre dieser unglückselige Brief wahrscheinlich nie gefunden worden. — Ach, daß ich doch damals deines Vaters großmütiges Anerbieten zurückgewiesen hätte und wieder in Not und Elend hinaus gewandert wäre! —

Da schläng die stille Frau beide Arme um den Hals des geliebten Mannes:

„Nein, Heinrich, tausendmal nein! — Bis an mein Lebensende werde ich Gott danken, daß er dich in meinen Weg führte. Was auch kommen mag, ich stehe zu dir; und sollen wir heimatlos werden, so stehe ich mit bis ans Ende der Welt!“ —

In heftigster Bewegung preßte Wilde das treue Weib an sein Herz.

„Hab Dank, du Gute! Nun mag kommen was da will: für dich und die Kinder nehme ich den Kampf ums Dasein aufs neue auf!“ — — — — —

Der Einzelbauer war unbarmherzig genug, sein Recht in kürzester Zeit zur Geltung zu bringen.

Umsonst machte Wilde ihm den Vorschlag, den Wald gegen einen angemessenen Zins zu pachten. Am Gelde lag dem unfreundlichen Menschen nichts: er wollte nur den unliebsamen Fremden aus dem Dorfe haben. — So kam es, daß kaum vier Wochen nach all diesem, Heinrich Wilde und die Seinen die Heimat verlassen mußten! —

Ein mitleidiger Nachbar hatte Wilde Haus und Garten abgekauft und ihm zugleich gesagt: ein entfernter Verwandter von ihm sei im Lüneburgischen gestorben, und die Gemeinde habe dessen Torsstelle auf die Gant getan.

Vielleicht könne der Auswandernde da ankommen. Heinrich, der nicht aus noch ein wußte, nahm diesen Rat, als einen Fingerzeig Gottes und griff mit beiden Händen zu.—

Einen Monat später saß er mit den Seinen auf der Heidekate.

Das Geld hatte grade gelangt, ja er konnte sich sogar noch etliche, notwendige Geräte für den neuen Beruf anschaffen.—

Im Anfang gefiel es ihnen allen ganz und gar nicht auf dem öden Moore; aber schließlich siegte die Gewohnheit; und der Gedanke, hier ungestört und unbehelligt leben zu können, war für den Vertriebenen eine gewisse Beruhigung.

Noch ängstlicher und schroffer, als vorher, wich er den andern Menschen aus, und hielt sich von jedwedem nachbarlichen Verkehre fern.

Im Anfange unserer Erzählung haben wir gesehen, wie abweisend er selbst dem guten, wohlmeinenden Geistlichen begegnete.

---

#### 4. K a p i t e l

---

### Unterwegs

Doch nun wieder zurück zu dem Tage, wo die Ankunft des unheimlichen Gastes Frau Elisabeths Sorge erregte. — — —

Zum Glücke zeigte sich der Fremde bald als ein ziemlich harmloser Fechtbruder, der seit Jahren vom Bettel lebte und dabei durch aller Herren Vänder gekommen war.

Keden konnte er unermüdlich und als er wieder gefräftigt war, unterhielt er seine Wirte manche Stunde durch seine Erzählungen.

Über sein eigenes Leben und seine Herkunft schwieg er keineswegs; und am Abend vor seinem Weiterwandern erzählte er besonders viel davon:

„Ja, ja, Bauer, ich bin auch mal jung gewesen und habe aufs Glück gewartet. Aber es ging immer an mir vorbei. Einmal hatt' ich sogar Aussicht ein reicher Mann zu werden: Ein weitschichtiger Better war gestorben und hatte mir sein Geld und Gut vermach't.

Ich, voller Freuden, will eben mit beiden Händen zugreifen, da meldet sich plötzlich, wie vom Himmel gefallen, ein rechtmäßiger Sohn des Toten, und mein schöner Traum war vorbei.

Seitdem habe ich mich auss Wandern gelegt, und das hat mir soweit ganz gut gefallen. So umsonst durch die Welt zu kommen ist garnicht übel. Man sieht und hört das Neueste und an Essen und Trinken fehlt es selten. Auf einsamen Gütern und Dörfern sehen sie einem meistens sogar gern kommen und sind froh, wenn man ihnen die langen Winterabende durch Erzählen kürzer macht. —

Bei solcher Gelegenheit wurde ich lezthin auch an mein verloren gegangenes Erbe erinnert. Nur war diesmal die Sache umgekehrt: Man suchte nicht „das Erbe“, sondern „den Erben“.

Auf einem großen schlesischen Ritterstze war es. Ich kam von Breslau und schlenderte gemächlich durch das schöne Ländchen. Gleich am ersten Abend fand ich Nachtquartier auf einer herrschaftlichen Domäne, Widenau glaube ich, hieß sie.“

Ein Laut seines Wirtes ließ den eifrigen Erzähler erschrocken verstummen.

Frau Elisabeth und die Kinder waren grade nicht in der Stube.

„Nun, Heidebauer, was ist euch denn? Ihr seht ja freideweiß aus!“ —

„Nichts, nichts,“ wehrte Wilde verstört. „Redet man weiter. Also wie war es auf Wildenau?“ —

Der alte Stromer war ein schlechter Beobachter und gab sich bald zufrieden. —

„Nein aber, Bauer, wie kann man bloß!“ lachte er harmlos.

„Nun weiter im Text: Also ich kam nach Wildenau, — ja, jetzt weiß ich es sicher, so hieß der Ort, — und wurde in der Leutefüche gut verpflegt. Es war 'ne stattliche Schar Diensten beim Abendessen, und ich schätzte drum auf einen reichen Rittersitz. —

Als ich satt war, mußt' ich erzählen. Zuletzt fingen auch sie an zu reden:

„Ja, ja, Gevatter, du hast viel erlebt. — Aber bei uns hat's auch Geschichten, daß man staunt!“ —

Alles hab' ich nicht begriffen und verstanden, — schon weil sie meistens schlesisch sprachen, — aber soviel wurde mir klar:

Zu dem Majorate fehlte der Erbe, der schon seit Jahren verschollen war. Es schien eine tolle Sache: Von feindlichen Brüdern und einem harten Vater, und einem Morde redeten sie durcheinander. — Doch nachher ist es der Entflohene garnicht gewesen, sondern ein rachsüchtiger Jägerbursche; und nun sucht der alte Graf den Sohn und kann ihn nicht finden. —

Am nächsten Morgen zeigten sie mir den Herrn. Da friegt ich aber Respekt! War das ein Mann! —

Er sollte erst in den Fünfzigern sein, aber Kopf- und Barthaar blinkten schneeweiß, und das Gesicht sah so ernst und streng aus, daß ich mich kaum zu grüßen traute. Nachgehends jedoch war er ganz freundlich zu mir und hieß den Hausmeister sogar, Zehrgeld und Kost zu spenden.“ —

Der geschwätzige Erzähler schwieg einen Augenblick, und nickte seinem Writte zu.

„Ja, ja, man erlebt so dergleichen! Ich möcht' schon wissen, ob der Graf seinen Erben noch finden tut!“

Wilde antwortete nicht.

Schwer atmend saß er auf seinem Stuhle und hielt die Hände vor die Augen.

„Euch scheint nicht gut zu sein, Heidebauer,“ sagte der Gast teilnehmend.

„Nein, mir ist nicht gut,“ erwiderte der Wirt. —

„Wir wollen zur Ruhe gehen. — Ihr müßt ja doch morgen frühzeitig raus.“

---

In dieser Nacht fand Heinrich Wilde wenig Schlaf; und wenn er wirklich eingeschlummert war, erschreckte Frau Elisabeth vor seinen wirren Reden:

„Unstät und flüchtig, wie Kain! — Nein, nein, ich wollte es nicht! — Ich bin kein Mörder. — Vater, ver gib — Vater, ich habe gesündigt in dem Himmel und vor dir, ich bin hinfert nicht mehr wert, daß ich dein Sohn heiße!“ — —

So ging es bis zum andern Morgen, und die arme Frau litt unsäglich mit dem geliebten Manne. Zu wecken wagte sie ihn nicht, denn wenn er munter war, seufzte und stöhnte er noch mehr und machte sich die bittersten Vorwürfe. —

Blaß und übernächtig stand er endlich auf und begleitete den Guest noch ein Stück Weges, damit er sich auf dem Moore nicht verirrte.

Mit vielen Dankesworten verabschiedete sich der Fremde von seinem Wirt; dieser aber eilte hastig nach Hause.

Es ließ ihm plötzlich keine Ruhe mehr. Die gestern gehörte Erzählung ging ihn ja so nahe an, und warf sein Leben wahrscheinlich in neue Bahnen! —

Der Stromer war freilich ein arger Aufschneider. Aber dies konnte er doch nicht erlogen und erdacht haben! — Ort, Name, Verhältnisse und Zeit: Alles, alles stimmte!

„Wenn es dennoch wahr wäre! — Das Glück! Das Glück! — Mein Rüdiger, mein Sohn, im Erbe seiner Väter! — O Gott, mein Gott, laß es doch wahr sein!“

Mitten im Heidekraut warf sich der Erregte auf die Knie und stammelte ein heißes Gebet. —

Dann zwang er sich mit Aufbietung aller Willenskraft zur Ruhe und begann nachzudenken:

Vorläufig wollte er über seine Entdeckung dieses Schweigen beobachten.

Da Elisabeth über sein Leben und seine Vergangenheit bis jetzt überhaupt nichts wußte, war es besser, sie auch fernerhin in Unkenntnis zu lassen. Kam das Glück wirklich, dann erfuhr sie die wunderbare Kunde immer noch zeitig genug. —

Lag aber, trotz aller Übereinstimmung, Irrtum und Namenverwechslung vor, so erlitt sie durch ihre Unwissenheit keine Enttäuschung. —

So lange Jahre hatte er ja sein trauriges Geheimnis allein getragen. Da konnte er wohl noch weiter schweigen, bis er Gewißheit erlangte, daß der Bagan recht berichtet hatte. —

Aber wie sollte er die Wahrheit erfahren?

Regelmäßige Briefposten gab es damals noch nicht und Wilde war daher genötigt, persönlich Erkundigungen über seine Angelegenheit einzuziehen.

---

In der nächsten Zeit kam Frau Elisabeth aus der Angst gar nicht heraus:

Ihr Mann war noch schweigsamer als sonst, arbeitete aber auch angestrengter denn je. Dann wieder

war er tagelang abwesend; und kam er heim, so konnte er nur mit Mühe seine Unruhe und Aufregung verborgen. — —

Als Elisabeth es endlich einmal wagte, ihn nach der Ursache dieses sonderbaren Verhaltens zu fragen, sagte er freundlich, aber abweisend:

„Laß mich, und ängstige dich nicht. Wenn es Zeit ist, sollst du das Nötige erfahren.“ —

Eine kleine Beruhigung war es für die sorgende Frau, daß Wilde jetzt viel mit Pastor Schröder verkehrte und verhandelte. Wenn dieser treue Freund mit im Spiele war, wurde ihr Heinrich sicher gut beraten. Freilich wäre es ihr lieber gewesen, wenn der Gatte ihr seine Kümmernisse mitgeteilt hätte. Er wußte ja, daß sie in Not und Tod zu ihm hielt und ihm mit Freunden bis ans Ende der Welt folgte.

Aber ihre stille, liebende Seele zürnte nicht: Er besaß die größere Einsicht; er mußte wissen, warum er schwieg. Kein Zweifel an seiner Treue und Fürsorge kam in ihr Herz. Was er auch in seiner Jugend verschuldet haben mochte, als Gatte und Hausvater stand er tadellos da.

Und darum fürchtete sie auch die Zukunft nicht allzusehr. An seiner Seite fühlte sie sich geborgen; denn Heinrich war fromm und gottesfürchtig und wußte, was er ihr und den Kindern schuldig war.

Und außerdem: was half alles Kümmern! War es nicht viel besser mit dem frommen Dulder und Dichter Paul Gerhard zu sprechen:

„Mit Sorgen und mit Grämen,  
Und mit selbststeigner Pein,  
Läßt Gott sich garnichts nehmen,  
Es muß erbeten sein!“

So ging sie denn still und ruhig ihrer gewohnten Arbeit nach und warf im Glauben ihr Anliegen auf den Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat. — —

„Was habt ihr doch für ein gutes, geduldiges Weib, Heidebauer,“ sagte Pastor Schröder oftmals in dieser Zeit zu Wilde. „Eine andere Frau würde ihren Mann bei solcher Gelegenheit durch Neugier und stetes Fragen belästigen, und eigentlich sollen ja auch Ehegatten keine Geheimnisse voreinander haben. Wenn jemand Vertrauen verdient, ist es doch eure Elisabeth.“

Heinrich seufzte tief.

„Ja, mein Weib ist eine Perle; und wie gern würde ich mein Herz ihr ausschütten. Aber noch kann und darf es nicht sein. Auch über den bevorstehenden Wechsel will ich nicht sprechen, bis die Sache in jeder Weise klar ist. Kommt der Verkauf der Heidekate nicht zustande, dann können wir vorläufig doch nicht reisen, und ich hätte ihr nur unnötige Aufregung bereitet.“ —

Der Geistliche nickte gedankenvoll.

„Ihr habt recht, und ihr habt auch nicht recht. Ich bin anderer Meinung. — Freilich, ihr sagtet mir, euch hinde ein Eid die Zunge. So möge denn Gott geben, daß ihr dereinst auch imstande seid, noch zur rechten Zeit sprechen zu können. Auf mich und meinen Beistand dürft ihr immer zählen. Eure Papiere sind gut bei mir aufgehoben, und ich werde genau nach eurer Weisung mit ihnen verfahren. Von ganzem Herzen wünsche ich euch Gottes Segen zu eurem Vorhaben; und wenn alles in Ordnung ist, und die Last von euch genommen wurde, dann vergeßt den alten Freund im Heidedorfe nicht. Es wird sich doch wohl einmal eine Kaufmannsfuhre finden, durch die ihr mir Botschaft senden könnt. Vielleicht gar kommt ihr auch einmal selber, und das wäre mir noch tausendmal lieber. Dann müßet ihr ausführlich erzählen, und ich würde wahrscheinlich nicht einmal groß erstaunen, wenn ich hören sollte, mit was für einem vornehmen Herren ich hier jahrelang zu tun hatte.“ —

Der Greis lächelte schalkhaft, und Heinrich mußte wider Willen auch lachen.

„Was ihr nur denkt, Hochwürden! — Aber Scherz beiseite: Niemals werde ich vergessen, was ihr mir Gutes getan habt! Wollte Gott, ich dürfte schon heut reden! Keinem anderen lieber als euch vertraute ich die Geschichte meines verfehlten Lebens an. Aber noch ist meine Zunge gebunden; und ich weiß nicht, ob mir das Glück zuteil wird, das ich so sehnlich für die Meinen erhoffe. — Sollte alles nach Wunsch gehen, dann komme ich innerhalb vier Jahren bestimmt zu euch, oder schicke einen zuverlässigen, beglaubigten Boten. — Hört ihr aber in dieser Zeit garnichts von mir, dann öffnet mein Testament und handelt nach eurem Ermessen. Und nun Gott befohlen und tausend Dank für alles, was ihr mir und den Meinen getan habt! — Morgen kommen die voraussichtlichen Käufer der Heidekate; und wenn alles gut geht, ist am Abend die Sache entschieden.“

„So gebe der Herr seinen Segen,“ sagte der Pastor ernst und reichte Wilde seine Rechte.

Da bückte sich dieser in überwallendem Gefühl und küßte die Hand des verehrten Greises.

„Mein Vater! Mein teurer, geistlicher Vater! — Ach, daß es mir vergönnt wäre, euch wiederzusehen, und euch alle Liebe zu vergelten! Euer linder Zuspruch war mir Licht auf dem dunklen Wege; und euch habe ich es zu danken, daß ich, der Heimatlose, den Pfad nach der ewigen Heimat fand!“ —

Dem Pfarrer traten die Tränen in die Augen. —

„Mein geliebter Sohn; alle Tage werde ich für dich beten! Aber Gottes Gedanken sind oft nicht unsere Gedanken! Wer weiß, ob ich dich jemals wiedersehen darf! Trotzdem vergiß doch nie, daß Gottes Wille immer gut und gnädig ist. Erreichst du das sehnlich begehrte Ziel nicht, und ist es mir nicht vergönnt, deine

Schicksale zu vernehmen, so wollen wir beide darüber doch nicht die Hauptfache vergessen: Nur selig, wenn auch wunderlich! Wenn nicht auf Erden, so im Himmel!" — — — — —

Am Tage nach dieser Unterredung erschienen fremde Bauern in der Heidekate und guckten in alle Winkel und Ecken.

Fran Elisabeth war nicht allzusehr überrascht. Sie hatte sich schon längst ihr Teil gedacht; und als Heinrich am Abend sagte: „Elisabeth erschrick nicht; ich habe die Torsstelle verkauft; wir ziehen wo anders hin," nickte sie ergeben:

„Wie du willst, Hein, ich bin bereit." —

„So rüste dich zu einer großen Reise. — Und — und, gutes Weib, — ich handle nicht aus Nebermut. — Will's Gott, gelingt es mir endlich, das Erbe meiner Väter zu erringen. Ich darf dir nicht alles sagen, aber ich hoffe, ich bin jetzt auf dem rechten Wege."

Und wieder sagte sie leise:

„Mir ist es recht. Du mußt ja wissen, was du tust. Ich vertraue dir in allen Dingen. Zur rechten Zeit wird alles bereit sein." —

Da konnte Wilde sich nicht halten. Stürmisch umschlang er die geduldige Frau und rief gedankenvoll:

„Du Gute! Wie kann ich dir je vergelten! — Ja, mit dir ist ein Mann wohlberaten!" — — — — —

Wenige Wochen später sagten die Heimatlosen auch der Heidekate Valet.

Das Scheiden wurde ihnen nicht leicht: Nebenan, im Moor, lag Heribert begraben, und drüber, unter der Kirchhofslinde, schlummerte Bernhard der Auferstehung entgegen. Die Herzen der Eltern bluteten.

Pastor Schröder gab seinen Schüllingen eine Strecke weit das Geleit.

Dann betete er mit ihnen und entließ sie mit dem Segen Gottes.

Unter heißen Tränen küßte Maria die Hände des greisen Freundes.

„Du liebes Kind,“ sagte er gerührt und legte ihr segnend die Rechte aufs Haupt.

„Der Herr sei mit dir von nun an bis in Ewigkeit! Bleibe gut und fromm, wie du bisher warenst, und sei deinen Eltern allezeit eine gehorsame Tochter. Halte stets das vierte Gebot in Ehren, und denke daran, daß es das einzige ist, das eine Verheißung hat!“ —

Bei diesen Worten seufzte Wilde schwer auf und murmelte kaum verständlich:

„Ja, das vierte Gebot! — Ach, warum kommt man immer so spät zur Erkenntnis dieser alten Wahrheit!“

Dann nahm er liebevoll die Hand Marias und sagte ernst:

„Dieses Mägdlein ist mir so teuer, wie mein eigner Sohn, und ich segne die Stunde, da es meine Tochter wurde! Als niemand mich kannte und keiner mir traute, hat dieses Kind die zarten Ärmchen um meinen Hals geschlungen und mich stammelnd geliebkost. Niemals werde ich sein Hein, duter Hein, vergessen; und Gott gebe, daß ich ihm dereinst alle kindliche Liebe reichlich vergelten kann! Wenn irgend jemand Gottes Segen verdient hat, Herr Pastor, dann ist es diese Tochter meiner Elisabeth.“ —

Der Geistliche nickte freundlich.

„Das habe ich von Anfang an gewußt. Maria ist gesegnet und wird auch den Ihren allezeit ein Segen sein. — Und nun zieht in Frieden!“

---

## 5. K a p i t e l

### Im Elend

Etliche Wochen später hielt vor dem Kreuztore der alten, guten Stadt Schwiebus in Schlesien ein armfalteriger Planwagen.

Das magere Rößlein konnte kaum noch auf den Beinen stehen, und auch die Insassen des klapperigen Gefährtes schienen nicht mehr viel Kraft zu haben.

„Torwart, guter Torwart, mach auf!“ flehte eine schwache Kinderstimme.

Der alte Torhüter ruhte sich gerade am Herdfeuer.

„Du, Grete, wer winselt denn da draußen,“ sagte er unwirsch zu seiner Frau.

„Das müssen fremde Vaganten sein. Die Nachbarn wissen ja, daß das Tor längst nicht mehr fest geschlossen ist, und daß durch die Nebenpforte jedweder Eingang findet.“

Frau Grete schob das Spinnrad beiseite.

„Ich will nachsehen, Gottfried. — Ich habe den Ruf auch gehört, und er ist mir ans Herz gedrungen. Da draußen warten Unglückliche auf unsere Hilfe.“ —

„Na, na, man vorsichtig,“ sagte der Alte bedächtig, und folgte der Frau vor das Tor.

Gleich darauf stieß er ein mitleidiges: „Ach, welch ein Unglück!“ aus, und dann fasste er kräftig an, und fünf Minuten später lag ein totwunder Mann in dem weichen Bette des Tormächters.

„Grete, Grete, lauf schnell zum Herrn Doktor und spring auch gleich in die Apotheke und bringe belebende Tropfen mit. Die Frau sieht ja auch aus, als ob es mit ihr zu Ende ginge.“

„Ja, ja, Gottfried ich eile schon. Aber sieh doch nur das liebe Kind, das ist ja wohl halbverhungert; dem

muß ich erst etwas warme Milch holen. Auch das Mädchen ist fast ohnmächtig. — Da, trink noch ein paar Schluck und segne es dir Gott! So, ihr armen Dinger, nun wird euch besser werden. Jetzt gib Obacht, Pohlang, ich renn nun desto flinker zum Doktor."

So schnell es ihre Jahre erlaubten, eilte die gute Frau davon und kehrte nach kurzer Zeit mit dem Arzte zurück.

"Gott sei Dank!" sagte wie erlöst Pohlang.

"Ich wußte mir schon gar keinen Rat mehr! Die Frau ist wie eine Tote, und bei dem Manne läßt sich das Blut gar nicht stillen. Auch das arme Mädel kann kaum auf den Beinen stehen, und trotzdem sorgt es in rührender Liebe für das Brüderchen. Das scheint eine gute Tochter zu sein."

Unterdessen bemühte sich der Doktor um den bewußtlosen Fremden.

Als es ihm endlich gelungen war, das Blut zu stillen und einen Verband anzulegen, sagte er bedauernnd zu dem Vorwärts:

"Dem Manne ist nicht mehr zu helfen: Schuß durch die Lunge. Er wird sich noch etliche Tage quälen und dann hinüber gehen. Es wäre besser für ihn, er könnte gleich sterben."

Schmerzliches Weinen unterbrach hier den Sprecher.

"Ach, lieber Herr, rettet doch unsren guten Vater."

Mit flehend erhobenen Händen stand ein schlankes, blaßes Mägdlein vor dem Arzte und heftete die dunklen Augen angstvoll bittend auf sein Gesicht.

Mitleidig strich der „Medicus“ dem Kinde über das Haar.

„Arme Kleine! Mein Spruch war nicht für deine Ohren bestimmt. Es tut mir leid, daß ich dich so erschreckt habe. Nun, jeder Mensch kann sich irren, und vielleicht habe ich zu schwarz gesehen. Jedenfalls will

ich tun, was in meinen Kräften steht, und ist es Gottes Wille, kommt der Kranke nochmal davon.“ —

Dankbar küßte Maria — denn wir haben wohl schon bemerkt, daß wir unsere armen Freunde aus der Heidekate vor uns haben — des freundlichen Mannes Hand.

„Gott vergelt's, Herr Doktor!“

„Ist schon gut; und nun wollen wir weiter arbeiten. Es gibt hier noch viel zu tun. Zunächst muß dein Vater ins Bewußtsein gebracht werden, und dann will ich nach der Mutter sehen. Nachher sollst du uns erzählen, wer ihr seid und wo ihr herkommt, und bei welcher Gelegenheit der Kranke die Schußwunde erhielt. Jetzt geh' und setz dich auf die Ofenbank und erholt' dich etwas. Noch besser, schlaf' ein Weilchen. Wenn wir dich brauchen, weiß' ich dich schon.“

Gehorsam kam das erschöpfte und verängstigte Kind der freundlichen Aufforderung nach, und bald verrieten seine ruhigen Atemzüge, daß es für kurze Zeit Not und Sorge vergaß.

Ernst wandte sich jetzt der Arzt an den Torwart:

„Da habt ihr eine unerwartete Last ins Haus bekommen, Meister Pohlang. Der Verwundete darf nicht transportiert werden, und mit der Frau steht es auch schlecht. Aber da kann ich noch nichts Gewisses sagen. Die Ohnmacht ist in Schlaf übergegangen, und es wäre gut, wenn dieser Schlaf mindestens vierundzwanzig Stunden anhielte. Andernfalls ist ein schweres Gehirnfeuer unausbleiblich. Für euch ist das böse; denn auf alle Fälle werdet ihr die ungebetenen Gäste unter drei bis vier Wochen nicht los. Daß die unglückliche Gesellschaft auch gerade nach Schwiebus kommen mußte!“

„Na, lasst man sein, Herr Doktor,“ sagte gutmütig der Alte. „Was einem der liebe Gott vor die Tür legt, soll man aufheben! Wir sind doch Christenmenschen! Und außerdem hat es mir das Kind dort,“ — er wies

auf die schlafende Maria, — „angetan. Ich kann immer noch nicht den Verlust unserer Einzigen, unserer Sophie verschmerzen, und die kleine Fremde erinnert mich daran. Sie hat gerade so treue Augen, wie unsere Tochter, und ihre Stimme ist so sanft wie Vogelgesang. Sie wissen ja, der Mensch muß immer etwas fürs Herz haben.“

Der Doktor sah gerührt auf den Greis, den er sonst als einen ziemlich poltrigen Mann kannte.

„Was doch nicht in einem Menschen Gutes stecken kann! Da denkt man immer, der Pohl lang ist ein alter Brummhbär, und nun hat er auch seine weiche Stelle im Herzen!“

Er reichte dem Torwart seine Hand und dieser lachte verlegen:

„S ist nicht so schlimm, Herr Doktor, und wie ich schon vorhin sagte: Man ist doch ein Christenmensch! Und nun sind wir mit den beiden Kranken für heute wohl fertig. Jetzt dürfen wir die Kleine wecken, daß sie uns Auskunft gibt, aber ich meine, wir lassen sie lieber schlafen und bezähmen unsere Neugierde bis morgen. Viel Erfreuliches werden wir ja so wie so nicht zu hören bekommen.“

„Ihr habt recht, Meister, laßt nur das arme Ding in Ruhe. Und nun Gott befohlen. Ich muß noch über Land nach Wilcke (heut Wilkau). Fischer Jensch's Hanna hat einen schweren Fall getan, und ich wäre schon draußen, wenn mich eure Frau nicht geholt hätte.“

„So seid doppelt bedankt, Herr Doktor; aber nicht wahr, ihr vergeßt uns nicht?“

„Gewiß nicht. Ich komme morgen in aller Frühe und sehe nach dem Rechten. Für heut werdet ihr so ziemlich Ruhe mit euren Pfleglingen haben. Der Mann ist noch immer bewußtlos, und die Frau schläft fest. Sorgt nur, daß sie niemand stört.“

„Darum ist meine Frau ja schon mit dem Jungen zur Jungfer Balzern gegangen. Da ist er gut aufgehoben und kann schreien, ohne die Mutter zu wecken. Neugierige Frager und Horcher aber werde ich schon fern halten.“

Der Arzt nickte befriedigt, schüttelte dem braven Torwart nochmals die Hand und ging eilig davon. —

Unterdessen war auch Frau Pohl lang heimgekehrt und kounte gar nicht genug erzählen, was für ein reizendes Kerlchen das fremde Jungchen sei:

„Auch die Balzern ist schon begeistert von ihm. So was Liebes! So was Liebes! rief sie in einem fort. Frau Muhme, das ist kein Kind von geringen Leuten! Seht euch nur mal die feinen Glieder an. Lacht nicht, ich versteh' mich darauf. Ich war nicht umsonst dreißig Jahre lang Kinderwärterin in fürnehmen Häusern. Ja, ja, ich hab' schon genug Mädel und Jungen aus den Windeln gepflegt, und es sind hübsche und häßliche dabei gewesen, aber so fein, wie dieser kleine Fremdling war keins von allen. Und drum bleib' ich dabei, das ist ein Kind aus gutem Hause. Wer weiß, was für schwere Schicksale die Eltern ins Elend getrieben haben. Ich mußte der Jungfer Balzern recht geben und habe mir auch schon mein Teil gedacht. Der Mann sieht, trotz aller Armseligkeit, wie ein vornehmer Mann aus, und die Frau hat auch was Apartes an sich. Nur das Mädel macht mich irre. Das ist nicht nobler, wie unsers war.“

„Und darum gerade gefällt es mir doppelt,“ fiel der Torwart seiner redseligen Frau ins Wort.

„Die Muhme Balzern ist 'ne Neunmalfluge, die das Gras wachsen hört und die Vogelsprache versteht! Hinter jeder einfachen Sache vermutet sie eine geheimnisvolle Begebenheit. Meines Dafürhaltens sind die Fremden arme Abbrandler\*), die mit dem ge-

\*) Leute, die durch Feuerbrunst Hab und Gut verloren haben und nun im Lande umherziehend die öffentliche Mildtätigkeit in Anspruch nehmen.

retteten Pferde und Wagen von Ort zu Ort ziehen und Almosen begehren. Na, wer sie auch sein mögen, vorläufig brauchen sie unsere Hilfe. Du wirst es nun schwer haben, Alte, aber man kann sie doch nicht auf die Straße setzen."

"J, wo werden wir denn, Gottfried! Mit gutem Willen geht alles, und Platz genug haben wir ja. Für uns beide richte ich in der Kamer ein Lager, denn die Kranken müssen in den Betten bleiben. Die Kleine liegt auf der Ofenbank ganz fein. Ich habe ihr schon Kissen untergeschoben und sie warm zugeschaut. Geh man jetzt ruhig schlafen, Alter. Die erste Hälfte der Nacht bleibe ich bei dem Verwundeten. Nachher kommst du an die Reihe."

Der Torwart nickte und verließ das Zimmer.

"Aber daß du mich auch ja weckst, Mutter."

"Freilich, freilich, hab' keine Sorge."

Als ihr Mann verschwunden war, traf Frau Pohl lang leise und umsichtig alle Vorbereitungen für die Nachtwache; und kein Gedanke von Unlust oder gar Unwillen über die unverhoffte Last kam dabei in ihre Seele.

Sie sowohl als auch ihr Gatte hatten noch keinen Augenblick über die ungebetenen Gäste gemurrt. Sie dachten auch nicht: Wie kommen denn gerade wir dazu, den hergelaufenen Fremden die Barmherzigkeit zu erweisen. Es gibt doch reiche Leute in der Stadt, die das viel eher können.

Sie hielten sich einfach an des Heilandes Wort: "Was ihr getan habt einem unter diesen meinen ge ringsten Brüdern, das habt ihr mir getan!"

---

Die Nacht verging ziemlich ruhig. Frau Wilde schlief fest, und nur der fiebernde, bewußtlose Mann verlangte mehrfach zu trinken.

Als der Doktor in aller Frühe kam, fand er die Sachlage fast unverändert.

Er nickte befriedigt.

„Mit der Frau gehts aufwärts, die schläft sich gesund. Bei dem armen Kerl habe ich gestern aber leider doch recht gesehen: Er ist unrettbar dem Tode verfallen. Es kann zwar noch eine Weile dauern, und er wird auch sicher bald zum Bewußtsein kommen, doch zu helfen ist ihm nimmer.“

In diesem Augenblick erwachte Maria und sah sich erstaunt in der fremden Umgebung um.

„Wo bin ich? Wo sind Vater und Mutter und Rüdiger?“

Liebreich nahm Frau Pohl lang ihre Hand.

„Angstige dich nicht, mein Kind. Du bist bei Freunden und die Deinigen sind auch da. Sieh nur, Mutter schläft und sie darf nicht geweckt werden, dann schläft sie sich bald gesund. Mit Vater stehts noch so wie gestern, aber Gott wird auch hier helfen.“

Nur zu schnell entzann Maria sich des gestrigen, schrecklichen Tages. So war es kein Traum gewesen, das Fürchterliche, Unfaßbare!

Sie begann leise zu weinen.

„Nicht also, mein Kind,“ sagte die Matrone ernst. „Denke an deine Eltern, die dürfen nicht gestört werden. — Komm, erzähle dem Herrn Doktor und uns, wo ihr herstammt und wie ihr heißt. Du bist ja alt genug, um ordentliche Auskunft geben zu können.“

Tapfer unterdrückte das Kind seine Tränen und begann dann mit leiser Stimme zu berichten. Viel war es nicht; und die teilnehmende Neugier der Zuhörer kam nicht auf ihre Kosten.

Ein armer Moorbauer, der mit den Seinen auswanderte, um eine neue, bessere Heimstätte zu suchen! So was kam alle Tage vor; und der Name Wilde deutete auch nicht auf was Besonderes. — Kurz vor

Schwiebus, in der Nähe der Spitzberge, einer bewaldeten Hügelkette, hatten Wegelagerer die Reisenden überfallen und beraubt. Bei der verzweifelten Gegenwehr der Armen, erhielt der Mann den verhängnisvollen Schuß durch die Brust, und die Frau einen Schlag, der ihr das Bewußtsein nahm. Bauern, die aus der Stadt zurückkehrten, verscheuchten die Räuber. Sie kamen aber zu spät, um das Unglück zu verhindern und begleiteten nun den Wagen bis an das Stadttor, da aber überließen sie die Fremden dann ihrem Schicksale.

Sie gingen etwas weiter wie der Priester und der Levit im Evangelium, aber gleich ihnen fürchteten sie sich, alle Folgen der Barmherzigkeit auf sich zu nehmen.

Beileibe nicht ins Dorf hinein mit den Fremden! Da müßten wir für alles aufkommen: die Kranken könnten wir verpflegen, die Toten begraben und die Hinterbliebenen versorgen! Wir haben gerade genug mit uns selber zu tun. —

Der Doktor war zornig, aber garnicht überrascht: Er kannte seine Bauern!

„Die alte Geschichte, Meister Pohlang. — Na, seid froh, daß euch Gott die Rolle des barmherzigen Samariters zuerteilt hat! Für Priester und Leviten dank ich schön! Und was ich sagen wollte: ich steh' natürlich auch meinen Mann bei dieser Sache: Wenn es irgendwo fehlt, kommt nur zu mir. Vier Menschen mehr im Haushalt zu versorgen, das ist keine Kleinigkeit!“

„Vielen Dank, Herr Doktor, das soll ein Wort sein: — Vorläufig wird es ja langen, aber wenn nach des Mannes Tode Frau und Kinder zu versorgen sind, komme ich sicher zu euch.“ — —

Diese letzte Rede hatte Maria natürlich nicht gehört.

Als sie über alles, was sie wußte, Auskunft gegeben hatte, nahm die gute Frau Pohlang sie bei der Hand und führte sie zum Brüderchen bei der Jungfer Balzern.

Wär das eine Freude!

„Rüdiger, Brüderchen, Liebling,“ schluchzte Maria und presste den geliebten Knaben fest an ihr Herz. — Die gute Jungfer Balzern stand daneben in Rührung und Tränen:

„Sowas! nee sowas! Hab' ich nicht recht? Pohlangin, Frau Mühmchen, das geht einem ja durch und durch. Rüdiger heißt der Junge, grad so wie mein Junker von Briesen! — Bitt' ich Sie, wer von geringen Leuten weiß denn was von Rüdiger! Da gibt's Karle und Auguste und Fritze und Gottliebe, aber keine Rüdiger! Da erleben wir noch eine Überraschung.“

---

Nun vorläufig gab es gar keine Überraschung, sondern viel Angst und Sorge.

Als am dritten Tage nach ihrer Ankunft in Schwibus Frau Wilde aus ihrem langen Schlafe erwachte, und alles erfuhr, war sie nahe daran, von neuem in Ohnmacht zu fallen.

Zum Glück war gerade der Doktor anwesend. Zuerst gab er der unglücklichen Frau belebende Tropfen, und dann redete er ihr ernst und freundlich zu, ihr Kreuz, als von Gott gesandt, willig und geduldig aufzunehmen. —

Frau Elisabeth lag eine Weile wie gelähmt, dann hob sie die traurigen Augen zu dem barmherzigen Tröster und sagte ergeben:

„Wie Gott will! Habt Dank, lieber Herr. — Und nun lasst mich zu meinem Manne.“ —

Leise weinend sank sie an dem Lager des Totwunden nieder und küßte seine schlaff herabhängende Rechte. —

„Hein, mein Hein! Treuer Gott, erbarme dich! Mach' ihn gesund, gesund!“ —

Der Arzt und Pohlangs wischten sich die Augen Ach, hier gab es keine Genesung mehr!

Von nun an wisch Elisabeth nicht von dem Bette des Gatten. —

Als sie sich überzeugt hatte, daß der Kleine und Maria bei Jungfer Valzern gut aufgehoben seien, gehörten alle ihre Gedanken nur dem sterbenden Gatten.

Es kümmerte sie auch gar nicht, daß die Familienpapiere bei dem Raube verloren gegangen waren. Hein und seine Ruhe gingen ihr über alles; und sie dachte kaum noch daran, daß er ihr gesagt hatte, er müsse für Rüdiger die Heimat suchen. Wo diese Heimat war, wußte sie nicht, denn Wilde hatte es trotz Pastor Schröders Mahnung unterlassen, darüber zu sprechen. Nun war es zu spät! Nun konnte er nicht mehr reden! — Sein Geist aber schien sich unausgesetzt mit dieser Angelegenheit zu beschäftigen. Halblaute, abgerissene Worte kamen über die fieberheissen Lippen, und deutlich verstand die schmerzgebeugte Frau:

„Rüdiger — Wildenau — Erbe — Vater vergib.“

Hin und wieder schlug er auch die Augen auf und sah mit wirren Blicken umher; doch erkannte er augenscheinlich niemand.

Als sich Elisabeth über ihn beugte und angstvoll und zärtlich flüsterte:

„Hein, lieber Hein, kennst du mich nicht?“ ging ein schwaches Lächeln über sein Gesicht; aber den Druck ihrer Hand erwiderte er nicht und verharrte nach wie vor in seiner Bewußtlosigkeit. —

Hin und wieder, wenn die Mutter schlafen mußte und die alten Pöhlangs im Hause und Amte zu tun hatten, löste Maria sie am Krankenbette ab.

Das waren dann heilige Stunden für das treue Kind, und mit größter Gewissenhaftigkeit kam es allen Verordnungen des Arztes nach. Wenn der Leidende gar zu unruhig wurde und durch unablässiges Fantasieren die innere Angst verriet, begann sie sanft und leise zu singen:

„Befiehl du deine Wege  
Und was dein Herze kränkt,  
Der allertreusten Pflege  
Des, der den Himmel lenkt.“

Meist schließt er dann ein und hatte für kurze Zeit Ruhe.

Am liebsten wäre Maria ganz und gar bei dem geliebten Vater geblieben; aber das Brüderchen brauchte auch noch ihre Hilfe. Die Jungfer Balzern konnte nicht immer bei ihm sein. Sie hatte bestimmte Tage, an denen sie in etliche Bürgerhäuser ging und beim Reinemachen und Wäscheflicken half. Früher war ihr das immer eine Art Fest gewesen, denn es gab überall gut zu essen und zu trinken, und an Unterhaltung mangelte es auch nicht. Jetzt trennte sie sich nur ungern von ihrem kleinen Pflegling und freute sich schon den ganzen Tag auf das Wiedersehen mit ihm am Abend. Ihren Kunden konnte sie gar nicht genug von der Schönheit und Apartigkeit des Jungen erzählen:

„Nee, nee, Frau Sikerlen, so was Feines von Kind hab' ich noch nie nich unter den Händen gehabt! — Aber kommt man selber und seht euch mein „Jungan“ (niederschlesisches Kosewort) an.“

Und die guten, neugierigen Frauen kamen und sahen und staunten. Sie freuten sich über den prächtigen Knaben, und die Balzerin triumphierte. —

Sie „perschte“ sich, (tat stolz), als ob all die Lob sprüche ihr selber gegolten hätten:

„Mein Jungan, gelt, so einen habt ihr noch nie nich gesehn!“ —

Die Schwiebuser Bürgerinnen waren nicht nur neugierig, sie waren auch gut. Sie brachten dem kleinen Fremdling allerlei nützliche Gaben mit: Wäsche, Lebensmittel und Geld. —

Die Balzern nahm alles mit Dank.

„Gott lohns! Ja, ja, werte Frau Sawaden, helfst man den braven Pohlangs ein bischen die unverhoffte

Last tragen. Die Fremden haben ja rein gar nichts mehr! Die sind ja von den Spitzbuben bis aufs Hemd ausgeplündert. — Das Elend! Nee, das Elend! — Und gute Leute sind's, keine Stromer und Zigeuner, dafür leg ich meine Hand ins Feuer."

"Da mögen Sie recht haben, Balzern," sagte die Frau Senatorin nachdenklich. —

„Der Knabe ist wirklich ein auffallend schönes Kind, und die gar nicht hübsche Schwester hat so angenehme, sittige Manieren, daß man ihr beinahe gut sein könnte. — Wenn der Mann wirklich sterben sollte, werde ich schon dafür sorgen, daß die Frau und die Kinder nicht Hunger leiden.“ —

Und wieder rief die Balzerin:

„Gott lohn's, Frau Senator! — Und der Herr Gemahl hat doch Landwirtschaft: Wie wäre es, wenn er Wagen und Pferd von den Leuten kaufste? — Der Better Wandrey, der es bis jetzt versorgte, meint, es sei ein kräftiges, junges Tier!“

„Darüber läßt sich reden,“ entgegnete die „fürnehme Frau“ bereitwillig, und die gute, alte Jungfer erschöppte sich wiederum in Dankesagungen und höflichen Redensarten. — — — — —

Unterdessen kam es mit Heinrich Wilde zum Sterben. —

Alle menschliche Kunst und Aufopferung vermochte die scheidende Seele nicht zu halten. „Es handelt sich nur noch um etliche Tage,“ sagte der gute, alte Doktor.

— „Erfüllt dem Aermsten jeden Wunsch.“ —

Frau Elisabeth und ihr Wirt, der greise, fromme  
Torwärter, saßen am Krankenlager. —

Unruhig warf sich der Sterbende hin und her, und unverständliche, wirre Laute entrangen sich seinen Lippen. —

„Ach, lieber Herr Pöhlang, können wir nicht den Herrn Pastor rufen lassen?“ sagte Elisabeth weinend.

„Nein, das geht leider nicht," entgegnete der Alte betrübt. —

„So viel ich gemerkt habe, seid Ihr und Euer Mann gut lutherisch. — In Schwiebus gibts zur Zeit aber nur römische Pfarrer, trotzdem wir alle, ausgenommen etliche eingewanderte Katholiken, evangelisch sind. Wie das zugeht, erzähle ich euch ein andermal. Jetzt müssen wir selber für unsren lieben Kranken um ein seliges Ende bitten, denn ehe ich den nächsten evangelischen Pfarrer, Herrn Gerasch, aus Stockvorwerk, an der Brandenburgischen Grenze, herbeihole, ist euer Gatte längst verschieden. — Aber seid getrost ich habe ja meine Bibel und das Starkebuch, und ich kann, Gott sei Dank, lesen. — Und die Hauptache im Leben und Sterben ist doch wohl unser Herr und Heiland Jesus Christus." —

Da gab sich Frau Elisabeth zufrieden und drückte dankbar ihres frommen Wirtes Hand.

„Ja, Ihr habt recht, Herr Pohlang."

---

Eine Stunde darauf entschlief Heinrich Wilde in Frieden. —

Kurz vor seinem Ende kam er noch einmal zum Bewußtsein.

Mit traurigen, überirdisch glänzenden Augen sah er die treue Gattin an.

„Elisabeth, vergib!“, murmelte er mit brechender Stimme, „und hab Dank, tausend Dank!“ —

Dann verlangte er nach den Kindern. „Maria, verlaß die Mutter und den Bruder nicht!“ rief er plötzlich angstvoll und mit lauter Stimme.

Leise weinend neigte sich das Mädchen über des Sterbenden Rechte.

„Herr Vater! lieber, guter Vater, ich bleibe immer bei ihnen! — Verlaßt euch darauf!“ —

Da wurde der Scheidende ruhig, und sein angstverzerrtes Gesicht glättete sich.

„Gott segne dich! — Gott segne euch alle! — — — Rüdiger, mein Sohn, mein Liebling, du kommst dennoch nach Hause! — — Herr Jesu, gedenke an mich und vergieb mir alle meine Sünden und Schulden!“

\* \* \* \*

Ohne Glockengeläute und in aller Stille, aber unter heißen Tränen, wurde der Fremde auf dem in dem anstoßenden Dorfe Salkau gelegenen Schwiebuscher Friedhofe zur letzten Ruhe gebettet. —

Eine stattliche Anzahl „reputierlicher Trauergäste“ gab Heinrich Wilde, dem ehemaligen Heidebauern, das Ehrengeleite. —

Durch Wohlungs und Jungfer Balzern wußten die Schwiebuscher, daß die heimatlosen Zugänger fromme, achtbare Leute, und wahrscheinlich aus gutem Hause seien. — Und dann waren sie auch lutherisch und hatten nach evangelischem, geistlichem Zuspruch verlangt!

Dieser Umstand vor allem sicherte ihnen die Teilnahme der gutprotestantischen Einwohnerschaft. —

Schwiebus hatte durch Glaubensnöte und Verfolgungen viel gelitten; aber es hielt felsenfest am Luthertum und hoffte zuversichtlich auf den Tag, der Glaubens- und Gewissensfreiheit bringen würde. —

Jahrhunderte lang war es zwischen evangelischen und katholischen Fürsten hin und her geworfen worden. Bald gehörte es zu Oesterreich, bald zu Brandenburg. — Seit 1541 war die gesamte Bürgerschaft lutherisch, und zwar aus „Überzeugung und aus vollem Herzen.“ —

Zur Zeit unserer Erzählung gehörte Schwiebus wieder zu Oesterreich. Kirche, Pfarre und Schule waren in den Händen der Römischen. Wer seine Kinder evangelisch taufen lassen wollte, zog mit ihnen bei

Nacht und Nebel in die Brandenburgischen Grenzfirchen.

Was tat es diesen treuen Glaubenszeugen, daß sie nachher für solche „Grevelstat“ an Leib und Gut büßen mußten! —

Zu jener Zeit hat mancher wohlange sehene, fürnehme Mann wochenlang im Stock gesessen; und meistens wurden ihm auch noch die Füße in den Block gespannt.

„Ach, Gott! Warum konnten wir nicht brandenburgisch bleiben!“ seufzten die Geplagten aus Herzensgrunde; und als es dann 1740 zum ersten schlesischen Kriege kam, standen ihre Wünsche und Sympathien ausnahmslos auf Seite des großen Friedrich. —

\* \* \* \*

Die Trauergemeinde war zurückgekehrt; im Hause des braven Tormärters sammelten sich die Freunde: Pohlangs, Jungfer Balzern, Frau Sawadin, Frau Sickerlen, Frau Wandrey und andere.

Was sollte nun werden?

Geld und Gut war nicht mehr vorhanden. Der Raubanfall am Spitzberge hatte den Ärmsten das Letzte genommen. Nur Pferd und Wagen brachten noch eine verhältnismäßig große Summe.

Der wohlange sehene Ackerbürger Herr Sawade zahlte auf Bitten seiner Frau Eheliebsten auf Roß und Gerät einen anständigen Preis. — —

„Für ein Jahr langt's,“ sagte Meister Gottfried befriedigt. —

„Nun fragt's sich bloß, was ihr hinsort anfangen wollt, liebste Frau Wilden. Wenn ihr auf meinen Rat was gebt, bleibt hier in Schwiebus. Ein ehrlicher Christenmensch und fleißiger Arbeiter findet hier allemal sein Brot. Ihr spinnt einen feinen Faden, und die

Maria sticht wundervoll. Solche Künste werden immer geschäzt. Meine Eheliebste und die Balzerin können euch Kunden werben, dann seid ihr fein heraus. Und wenn das liebe Jungchen, der Rüdiger, heranwächst, dann gibt's Latein- und andere Schulen, soviel ihr braucht. Und — und — es läutet jetzt was von einem Kriege zwischen Oesterreich und Preußen — Schwiebus wird wahrscheinlich wieder mitten drinne sein — dann geb' Gott, daß der junge König Friedrich den Sieg davon trägt und uns befreit! — Ach, liebste Frau Wilden, ihr habt ja keine Ahnung, was wir und unsere Vorfahren von den Römischen erlitten haben! Uns kann es kein Mensch verdenken, wenn wir mit Dank und Sehnsucht an die Zeit denken, wo der erste Preußenkönig unser gnädiger, gerechter und wohlwollender Herr war. Dunnemals war er ja bloß noch Kurfürst von Brandenburg; aber in den wenigen Jahren, wo wir zu ihm gehörten, kam's uns allen vor, als ob wir gradewegs im Himmel säßen. Ach, Frau Wilden, an die herrliche Zeit gedenk ich noch! Und ich war damals man bloß ein dummer Jung! Ja, ja, ihr könnt das nicht begreifen! Ihr habt immer in Friede und Ruhe eures Glaubens leben dürfen! Aber wir saßen immer in Angst und Sorge. Daß wir doppelte Gebühren zahlen mußten, (an den katholischen Ortspfarrer und an den evangelischen Pastor der benachbarten Grenzkirchen,) hat uns ja weiter nicht gestört. — Aber immer bloß heimlich zusammenkommen, wenn man sich an Gottes Wort erbauen will, das widerstrebt einem ehrlichen Menschen. — Nun, wie Gott will! Ich denk' immer, wir kriegen doch mal andere Zeiten. — Und nun zu euch Frau Wilden. Wie ich schon vorhin sagte: Bleibt man in Schwiebus. Da findet ihr Arbeit und Brot." —

„Ich wußte ja auch garnicht, wo ich hin sollte," entgegnete Elisabeth leise und bedrückt. „Ich habe auf der

ganzen weiten Welt keinen Menschen mehr, der sich unserer annehmen könnte. Mein Mann sprach zwar in seinen Fieberträumen unausgesetzt von dem Erbe unseres Sohnes; und ich weiß auch, daß er mit dem Geistlichen unseres letzten Wohnortes heimlich Wichtiges verhandelte. — Aber mir selber hat er nie etwas Näheres darüber mitgeteilt, und ich wagte auch nicht zu fragen. — Ich hörte nur einmal, wie Pfarrer Schröder mahnend sagte: Heidebauer, wollt ihr euch denn nicht endlich eurem treuen Weibe anvertrauen? Doch Heinrich schüttelte abweisend den Kopf: Es ist noch nicht an der Zeit, Hochwürden. — Ich möchte die Gute nicht umsonst beunruhigen, und Glück kommt immer zurecht! Nun, dann gebe Gott in Gnaden, daß ihr auch zur rechten Stunde sprechen könnt und dürft, entgegnete der Pfarrer ernst. Ich habe damals nicht viel auf diese Sachen geachtet. Höchstens betrübte es mich, daß Heinrich mir nicht ein volles Vertrauen schenkte. Aber dann dachte ich an seine Liebe und Fürsorge, und daß er so viel klüger sei, als ich, und sicher gute Gründe haben müsse, vorläufig zu schweigen. Ach ja, heut meine ich freilich, es wäre doch besser gewesen, wenn ich ihn gebeten hätte, mir alles zu sagen! Nicht um meinetwillen! Maria und ich sehnern uns nicht nach hohen Dingen, aber Rüdiger ist ganz und gar seines Vaters Sohn. Er wird sich späterhin nicht mit unklaren Ausreden und halben Andeutungen begnügen! Und außerdem weiß ich, wie sehr mein armer Mann ohne Heimat und ohne Namen in der Fremde gelitten hat. — Seine Fieberträume haben es verraten, daß er keinen anderen Wunsch kannte, als nach Hause zu kommen und in das Erbe seiner Väter einzuziehen."

„Und er ist auch nach Hause gekommen und hat sein Erbe eingenommen,” unterbrach der greise Torwart die leise weinende Frau. „Freilich nicht nach Menschengedanken, und wie ihr hofftet und ersehntet. Aber

herrlicher, viel herrlicher noch! — Aller irdischen Qual ist euer Heinrich für immer entrückt. Trauert und ängstigt euch nicht, Frau Wilden; der Heimatlose hat nun die Heimat gefunden und alle Erdennot ist von ihm abgefallen. Jetzt erkennt er, was ihm vordem dunkel war; und im himmlischen Lichte sieht er das herrliche Ziel der anscheinend finsteren und unerforschlichen Wege unseres Gottes. — Auch um das irdische Erbe seines Sohnes forgt er sich nimmer; denn er hat nun den guten und gnädigen Willen des Allmächtigen in Ehrfurcht und Anbetung begriffen." — —

Voller Dankbarkeit sah Elisabeth auf den schlichten, sonst so schweigsamen Alten, dem jetzt die helle Glau**bensfreude** aus den Augen strahlte.

"Ja, Herr Pohlang, ihr habt Recht, und Gott lohn's tausendmal! Aber haben wir Hinterbliebenen nicht auch die Pflicht, die letzten Wünsche unserer Heimgangenen nach besten Kräften zu erfüllen?"

"Das ist eine andere und wichtige Frage," sagte der Greis ernst. — "Vermächtnisse soll man in Ehren halten! Und darum will ich euch von Herzen gern unterstützen, wenn ihr eurem seligen Gatten zulieb das Erbe für Rüdiger suchen wollt. Da euch leider alle darauf bezüglichen Papiere gestohlen sind, werden wir freilich wenig Aussicht auf Erfolg haben. Zuerst rate ich, daß wir an den Pfarrer in eurem Heidedorfe schreiben. Der Herr Doktor hat sich bereit erklärt, das Schriftstück aufzusetzen, und Gelegenheit zur Besförderung mit einer Kaufmannsfuhre findet sich vielleicht bald. Von der Antwort des Geistlichen hängen dann die weiteren Schritte ab, die wir zu tun haben. — Bis dahin fasset eure Seele in Geduld, und schicket euch darein, hier eine vorläufige Heimat zu suchen. Die große Dachstube oben ist frei. Ihr könnt sie allstunds mit euren Kindern beziehen, und um die Miete hat's

keine Not! Meine Alte und ich sind ja heilfroh, daß wieder junge Füße durch die stillen Räume trappeln."

Dankbar saßte Frau Elisabeth des wackeren Vorwärts Rechte.

"Herr Meister, wie kann ich euch je alle Liebe und Treue vergelten!"

Der brave Alte lachte fast verlegen und seine greise Gattin schmunzelte gerührt.

"Du mein! was ist denn da weiter bei! Frau Wilden, merkt ihr denn gar nicht, daß uns selber der größte Gefallen mit eurem Hierbleiben geschieht? Wir sind selbstsüchtige Menschen und haben schon lange nach einer guten Tochter und lieben Enkelchen geträchtet."

Und wieder saßte Elisabeth die Hände ihrer Wohltäter: "O, daß alle Menschen so selbstsüchtig wären! — Wie können wir nur danken! Aber Gott, der Herr, wird euch ein reicher Bergester sein!"

---

## 6. Kapitel

---

### Die Witwe und die neue Heimat

So blieb denn Elisabeth Wilde mit ihren beiden Kindern in Schwibus; und sie dankte Gott dafür, daß sie bleiben durste! Das Grab ihres Heinrich hatte ihr die Fremde zur Heimat gemacht! Allsonntäglich pilgerte sie zu der letzten Ruhestätte des geliebten Mannes; und für Maria und Rüdiger wurde der von Blumen übersäte Hügel der heiligste Ort. —

Pohlangs und die andern Freunde sorgten in rührender Weise für das irdische Fortkommen der Verwaisten.

Bald waren Elisabeths und Marias Spinn- und Stickkünste allenthalben begehrt; und am täglichen Brote litten die Witwe und ihre Kinder keinen Mangel.

Rüdiger war der Verzug der ganzen „fürnehmen“ Kundshaft, und jedwede der ehrengesetzten Frauen brachte ihm stets ein bescheidenes Mitbringsel. —

Die gute Jungfer Balzern wußte nicht, was sie vor Freude alles tun sollte.

Marian und ihr Jungan (niederschlesische Koseformen), gingen ihr längst über alles; und da nahm sie es geduldig in den Kauf, wenn sie mitunter in den Hintergrund geriet.

„Nee, nee, iche siech doch nich auf mich, Frau Muhmchen. De Ringer sein doch de Haupsache! Un a bissan lieb han se de ale Balzern noch! — Mei Jungan un mei Marian han mer mei aldes Herz ufgeknöppt! — De Freude, wenn iche se abends wiedersehen tu! — Un das Jungan is wie a Wiesel, un rennt mer entkegen: Muhm Balz! Muhm Balz! — Un da soll siche a Mensch nich freuen! Nee, nee, su glicklich bin iche noch nie gewest!“ — —

Und Frau Elisabeth und Maria wußten diese Liebe der guten, alten Jungfer wohl zu schätzen, und erwiderten ihre Zuneigung aus Herzensgrunde. — — —

Wenn sie alle abends am Herdfeuer des ehrlichen Törwarts beisammen saßen, und Rede und Gegenrede hin und her ging, dann fühlten sich die Heimatlosen wie zu Hause; und inniger Dank gegen Gott und die guten Menschen, die sich ihrer angenommen hatten, erfüllte ihr Herz. — — — — — — — — — —

Der Brief an Pastor Schröder war aufgesetzt und bei guter Gelegenheit abgeschickt worden.

Drei Monate und mehr verflossen. — Es kam keine Antwort. — —

Da, eines schönen Tages erschien ein Fuhrknecht bei dem Herrn Doktor und lieferte ein versiegeltes Schreiben ab.

In größter Erwartung öffnete der Arzt das Schriftstück. Voll Trauer ließ er es gleich darauf sinken.

Da stand nur in kurzen, dürren Worten:

„Alldieweil unser Herr Pfarrer Schröder auf den Tod liegen, können wir ihn nicht wegen vermeldeter Sache befragen. Der Herr Adjunktus hat zwar wegen obvermeldeter Geschichte in die Akten Einsehen genommen. Er findet aber nirgends Papiere und Testimonia, so den sogenannten Heidebauer angehen. Mag wohl alles ein Märlein sein.“

„Ach nein, es ist kein Märlein,“ rief Frau Elisabeth weinend, als der Arzt ihr das Schreiben brachte.

„Ach, mein Heinrich, warum hast du nicht zur rechten Zeit gesprochen! Nun muß dein Sohn und Erbe namen- und heimatlos durchs Leben gehen! Was gäbe ich darum, könnte ich deinen letzten Willen erfüllen!“

„Nun hört einmal gefälligst auf,“ brummte Pohl lang ärgerlich. — „Man immer bloß: Rüdiger, Rüdiger, das Erbe und kein Ende! Ihr und Maria seid doch auch noch da! — Ihr zwei beide tut in allen Dingen eure Schuldigkeit; und damit lasset euch vor der Hand genügen. — Der Junge hat ja noch nicht mal die ersten Hosen an! Der wird zur Rechten, d. h. zu Gottes Zeit, schon seinen Weg finden; und damit Basta!“

Beschämt senkte Frau Elisabeth das Haupt. „Ihr habt recht, Herr Meister! Ach, verzeiht mir doch!“

---

Und so ging denn das Leben im Witwenstübchen seinen stillen, ruhigen Gang weiter.

Den Tag über arbeiteten Mutter und Tochter emsig ums liebe Brot und versorgten den geliebten Knaben. Abends saßen sie dann alle bei Pohlangs, denn das hatten sich die guten Alten als ihr großelterliches Recht ausbedungen.

Nach heiterem Scherz und Spiel schließt Rüdiger meist auf dem Schoße der „Oma“ ein; Frau Elisabeth spannt, und Jungfer Valzern und Maria stricken.

Der greise Torwart aber begann zu erzählen; und so schweigsam er sonst war, wenn er auf die Reformations- und Märtyrergeschichte von Schwiebus kam, ging ihm das Herz auf und er wurde ordentlich beredt.

Die Zuhörer lauschten mit verhaltenem Atem; und besonders Elisabeth und Maria konnten nicht genug von diesen ergreifenden Ereignissen hören. —

„Ach, liebwerter Herr Gevatter, erzählt uns doch endlich einmal ausführlich, wie Schwiebus evangelisch wurde,“ bat Maria eines Abends.

„Die Mühme Balzern hat mich neulich mal in die katholische Kirche am Markte mitgenommen, und gesagt, die sei einstens lutherisch gewesen und von evangelischem Gelde erbaut. Ist denn das wahr?“

„Ja, mein Kind, es ist wahr,“ nickte der Alte traurig. —

„Aber am Ende der Herrengasse, dicht an der Stadtmauer, steht doch noch die alte Friedrichskirche. Sie ist freilich immer geschlossen und sieht sehr baufällig aus. Als ich neulich vorüberging, stand die alte Frau Senatorin Sickerle daneben und weinte. — Ach, werteste Frau Senatorin, euch ist wohl schlecht geworden, rief ich erschrocken. Da winkte sie mit der Hand: Läß nur meine Tochter, lass nur, mir ist ganz gut! Aber mir geht es, wie den trauernden Juden an den Wassern zu Babylon, als sie an die vergangene Herrlichkeit ihres Volkes gedachten. Ich muß weinen, wenn ich den Verfall dieses teuren Gotteshauses sehe, und an die Zeiten gedenke, wo der Schwiebuser Kreis zu Brandenburg gehörte, und wir alle in Freude und Frieden unseres Glaubens leben durften! Jetzt sind wir österreichisch! — Gott sei's geflagent! — Was wir unter österreichischer Herrschaft gelitten haben und noch leiden, kann kein Mensch beschreiben! — Nicht einmal dieses Gotteshaus dürfen wir vor dem Verfalle retten und aussbessern lassen!“

Kein Ziegel auf dem Dache, keine Fensterscheibe darf ersezt werden! — Mein Kind, ich hörte, du seiest aus gut lutherischer Familie, begreifst du nun, daß ich um diese Märtyrerkirche, bei deren freudenvoller Einweihung ich anno 1694, am 18. Julius, zugegen war, jetzt heiße Tränen vergieße? — Ach, mein Herr und Gott, kommt nicht endlich die Stunde, da du uns wieder Glaubensfreiheit schenken wirst?

Ich küßte der strengen Frau, die immer so freundlich zu Rüdiger und mir ist, ehrerbietig die Hand.

Sie lächelte mir gütig zu und sagte:

Laß dir doch mal von Meister Pohlang die Geschichte der Reformation von Schwibus erzählen. — Kein anderer versteht es so, als der brave Meister. —

Und darum bitte ich euch vielmals, werter Herr Gevatter, tut uns den Gefallen und berichtet, was ihr wißt." — —

"Nun, meinetwegen," entgegnete Pohlang ernst. — "Aber das sind keine unterhaltlichen Sachen, mein Kind! Dabei möchte man weinen und immer bloß fragen: Warum, mein Gott, warum!" —

Also es war an einem Oktobertage des Jahres 1537, da herrschte in unserer damals Schwiebusen genannten Stadt große Aufregung. In Gruppen standen die Einwohner auf den Gassen und redeten eifrig miteinander. Ist es wahr, daß Hans Bechners Sohn heimkehrte? fragte der Ratmann Bartel Kaiser seinen Kollegen Bonaventura Schickfuß, den nachmals berühmten Bürgermeister.

Kein Zweifel, Herr Gevatter. Ich habe den jungen Gottesgelehrten, Martin Bechner, selbsten gesprochen. Gestern ist er aus Wittenberg in sein Vaterland zurückgekehret.

O wie freue ich mich, daß es uns nun endlich vergönnt ist, von einem, der zu des vielbesprochenen Dr. Luthers Füßen gesessen hat, zu hören, was für eine Be-

wandnis es mit der neuen Lehre hat! Seitdem ich einige Flugschriften des Wittenberger Doktors gelesen habe, läßt es mir keine Ruhe mehr. — Schon längst schien es mir, als ob in unserer Kirche Irrlehrer und Mißbräuche überhand nähmen, und die armen beladenen Seelen den Weg zu Gott verloren hätten. An die Kraft der mit Geld erkaufsten Ablaßzettel habe ich nie geglaubt. — Und wenn ich auch allezeit ein treuer Sohn der Kirche gewesen bin, zur Glaubensfreude und zum wahren Frieden komme ich trotzdem nicht. —

Die letzten Blätter Luthers, die uns Meister Szwade lezthin von der Leipziger Messe mitbrachte, haben mir nun vollends Zweifel an den römischen Lehren erweckt. Gott gebe, daß Martin Bechner uns endlich ein rechter Wegweiser zum wahren Heile werden möge! —

„Auch mir läßt es keine Ruhe mehr; denn nimmer kann sich der Mensch seine Seligkeit für Geld erkaufen! O wie freue ich mich auf heut Abend! —

Und darum auf Wiedersehen in Meister Bechners Hause, Herr Schickfuß! entgegnete Bartel Kaiser ernst.

Am Abend desselben Tages waren in dem geräumigen Wohnzimmer Bechners Männer aller Stände versammelt.

Neben Bartel Kaiser und Bonaventura Schickfuß saßen die anderen Ratsmänner.

Ihnen reihten sich sämtliche Hausväter der Gemeinde, vornehme und geringe, reiche und arme, ohne Unterschied an. —

Alle aber hörten mit der gleichen andächtigen Aufmerksamkeit den begeisterten, feurigen und überzeugungsvollen Worten des jungen Gottesgelehrten Martinus Bechner zu:

„So halten wir es nun, daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben,“ und:

„Nun wir denn sind gerecht geworden durch den Glauben, so haben wir Frieden mit Gott durch unsern Herrn Jesum Christ!“ —

Diese frohe Botschaft ging den Männern durch und durch, und einer nickte dem andern zu:

Das war es, was uns fehlte! Gott sei Lob und Dank! —

Die Zusammenkünfte in Bechners Hause fanden von nun an regelmäßig statt; und der Zudrang wurde zuletzt so groß, daß der bescheidene Raum nicht mehr ausreichte. Man beschloß daher, beim Bürgermeister vorstellig zu werden, daß Martin Bechner öffentlich in der Pfarrkirche predigen dürfe. —

Aber der derzeitige Bürgermeister, Martin Sauer, war ein strenger Katholik. Er verweigerte Bechner nicht allein die Kanzel, sondern verbot auch aufs strengste alle evangelische Zusammenkünfte. —

Jeden Zwiderhandelnden belegte er mit harten Geld- und Gefängnisstrafen. —

Trotzdem richtete er nichts aus.

Der Anhang Bechners wuchs von Tag zu Tag, und im Stillen war ganz Schwiebus — ausgenommen den Bürgermeister und den katholischen Pfarrer Johann Gangwitz, genannt Suckner, evangelisch.

Darob ergrimmte Sauer gewaltig und verwies den gefährlichen Keizer Bechner gänzlich und für ewig aus der Stadt.

Bechner flüchtete nach dem eine Meile von Schwiebus gelegenen Dorfe Stentsch, allwo man ihn mit offenen Armen aufnahm, und als Prediger anstellte.

Sauer aber hatte durch den Fortgang des Feindes nichts gewonnen. Denn da Stentsch nur eine Stunde Weges von der Stadt entfernt war, pilgerten die heilsdurftigen Schwiebuser nun allsonntäglich nach dem freundlichen Dorfe, um dort in Ruhe das lautere Wort Gottes hören zu können.

Daß sie nachher wochenlang bei Wasser und Brot im Stock sitzen mußten, ertrugen sie standhaft und freudig. —

Vier lange Jahre drangsalierte Sauer so dir arme Stadt. Dann erlöste sie Gott von diesem Peiniger.

Am 12. Mai 1541, am Donnerstag nach Zubilate, entstand früh 10 Uhr ein Feuer, das die ganze Stadt bis auf das Schloß und die Glogauische Vorstadt in Asche legte.

Sauer war an jenem Tage unpäßlich, und vier Männer mußten ihn aus seinem brennenden Hause tragen. Allein schon unter dem Tore starb er plötzlich. „Vor Angst und Schrecken, so in sein Geblüt gefahren,” wie die alte Chronik sagt. —

Durch des Bürgermeisters Tod war der Reformation in Schwiebus Tür und Tor geöffnet.

Der Schloßhauptmann und Pfandesinhaber Sebastian von Knobelsdorff, der neue Bürgermeister Hans Sussiegott und der gesamte Magistrat beriefen sofort den Stentscher Pfarrer, Martin Bechner, als ersten evangelischen Geistlichen in die Stadt.

Da Kirche, Rathaus, Schule gänzlich niedergebrannt waren, wurde der erste öffentliche evangelische Gottesdienst auf dem Schlosse gehalten.

An jenem denkwürdigen Tage floßen, trotz des in der Stadt herrschenden, großen Brandelends viele Freudentränen.

Im Jahre 1546 fing man, unter ungeheuren Opfern, den Neubau einer massiven Kirche an, trotzdem die Einwohner an dem Aufbau der eigenen Häuser genug zu tragen hatten.

1555 war das Werk vollendet.

Ein schlanker Turm, vier große Glocken, und ein künstliches Uhrwerk zierten das schöne, stattliche Gotteshaus.

Bonaventura Schickfuß, der zu jener Zeit Bürgermeister war, und dem die Stadt viel verdankt, förderte den Bau aus allen Kräften.

Sein Bruder, der Pastor Jakob Schickfuß, wurde der Nachfolger des nach Meseritz berufenen Martin Bechner. Leider starb er schon in jungen Jahren an der Pest, nachdem er seinen Pfarrkindern in der schrecklichen Seuche allen erdenklichen Beistand geleistet hatte.

Er war der erste Gottesmann, der in der neuen Kirche beigesetzt wurde und noch heute dort ruht, trotzdem das Gotteshaus seit 1651 ganz in katholischen Händen ist. —

Nach ihm kam Sigismund Jungins, der lange Jahre in Segen wirkte und erst 1594 starb.

Während dieser Zeit, — anno 1576, am 12. Oktober, — starb zu aller Protestantentrauer der gute Kaiser Max, der einst nahe daran gewesen war, selber evangelisch zu werden.

Sein Sohn und Nachfolger, Rudolf II., war ganz in den Händen der Jesuiten und begann darum sofort mit der Verfolgung der Andersgläubigen. —

Auch in Schwiebus blieben die Drangsale nicht aus. Doch waren sie vorläufig noch zu ertragen, denn der sogenannte Majestätsbrief, den die Tschechen 1609 von Rudolf erpreßten, kam auch einem Teile Schlesiens, insonderheit dem Schwiebuser Kreise zugut.

Sein Nachfolger und Bruder Matthias bekräftigte zwar 1612 alle Privilegien, doch hielt er seine Versprechen nicht, denn alsbald gingen die Quälereien los und hörten nicht mehr auf. —

Den Höhepunkt erreichten sie unter Ferdinand II., dem Steirer, der von 1619—1637 den Kaiserthron einnahm, und mit wahrhaft teuflischer Grausamkeit alles, was evangelisch hieß, verfolgte.

Sein Sohn, Ferdinand III., machte es nicht besser, und ebensowenig dessen Nachfolger.

Auch unser jetzt regierender Kaiser Karl VI., bleibt in den Fußstapfen seiner Vorgänger, und wir werden nach wie vor bedrückt und verfolgt.

Aber es würde zu lange dauern, wollte ich hier eingehend die traurige Zeit schildern, die nach Kaiser Max Tode begann.

Nur etliche, ganz besonders ergreifende Ereignisse seien erwähnt.

Gegen Ende des Jahres 1628 verbreitete sich das Gerücht, daß Lichtensteiner Dragoner eintreffen würden, um die gesamte Einwohnerschaft zur katholischen Religion zu befehren.

Lähmender Schrecken überfiel alle, denn jedermann wußte, was es heißt: Die Lichtensteiner, die Seligmacher kommen! —

Und richtig! An einem Dezembertage ritten die Gefürchteten in Schwiebus ein. An ihrer Spitze befand sich der päpstliche Reformator, Karl Hannibal, Burggraf zu Dohna und schlesischer Kammerpräsident. Er hatte auch gleich den neuen katholischen Pfarrer Peter Kadau und dessen Caplan, Pater Robert a Werdan, mitgebracht.

Entblößten Hauptes erwarteten vor dem Rathause der Magistrat und die Ältesten der Zünfte die Kaiserl. Abgesandten. —

Von vornherein eröffnete Dohna den Anwesenden, daß binnen vierundzwanzig Stunden alle Schwiebuser zur katholischen Religion überzutreten hätten.

Alle Einwendungen und Hinweise auf den Manifestsbrief und andre Privilegien wies er hohnlachend zurück:

Spart euch die Mühe, ihr Herren! Bei mir ist jedes Wort vergeblich. Die Lichtensteiner da unten verstehen ihre Sache und haben schon manchen Kaiser katholisch gemacht! Also besinnt euch bis morgen früh.

An diesem Abende herrschte in der Stadt allenthalben Angst und Trauer, denn die „Seligmacher“ begannen alsbald die Herren zu spielen und peinigten ihre Wirte bis aufs Blut. —

Am andern Morgen versammelten sich Magistrat, Stadtälteste, Gerichtsschöppen und Handwerksmeister auf dem Rathause.

Dohna hatte schon ein „Statutum“ aufsezzen lassen, worin die Schwiebuscher Einwohnerschaft erklärte, daß sie „ganz freiwillig und ungezwungen“ ihren feierlichen Irrtum abschwören und zur alleinseligmachenden Kirche überreten wollte!“

Bei diesen Worten entfaltete Meister Pohlang ein vergilbtes Papier:

„Seht, das ist die wortgetreue Abschrift des Statutums. Etliche Stücke daraus werde ich euch vorlesen:

„Wir Bürgermeister und Rathmanne, Richter, Stadt- und Hoffeschöppen, sowohl Elitiste und Geschworene vor Uns und im Rahmen aller Zünffsten und Zechen der ganzen Bürgerschaft und Communion in der Stadt Schwiebussen Bekennen hiermit öffentlich, Demnach wir allesamt, Durch erleuchtung der Heiligen, Göttlichen Dreyfaltigkeit, Den Wahren und allein seligmachenden, Uralten Katholischen Glauben und Religion freywillig amplectieret und angenommen, Und daß Wir dabei nicht alleine Die Zeit Unseres Lebens standhaftig verbleiben, sondern auch Dieselbe auf Unserer posteritet und Nachkommenden zu bringen eyffrig bedacht sein wollen. Damit aber Solches um desto mehr fort in's Werk gestellet werde; Als haben Wir freywillig zur Bezeugung Unseres Wohleingefäßten Gemütes und eyffers, so Wir zu der erkandten Christlichen, Katholischen Religion haben, deßgl. gegen der Röm: Kay: My: Unserm Allergnedigsten Kaiser König und Herren Allerunterthenigsten devotion

(yedoch bis auff höchstermeltister Ihrer Kav: My: Allergneditsten Ratification) dieses Wohlgemeinte Statutum und Schlueß gemacht, daß nunmehr und hinfürro, In= Bey= und Umb die Stadt Niemanden das Jus Municipale conteriret, keiner zum Bürger und Einwohner, wie auch auff denen zu gemeiner Stadt gehörigen Dorffschaften zum Unterthan an- und auffgenommen noch geduldet werden soll. Er sei dann der Wahren, Christlichen, Uralten, Römischen Katholischen und Apostolischen Religion zugethan. Und wer solches nicht zuvor mit protifirung seines Katholischen Glaubens, durch die Beicht und Heilige Communion, oder da er ein Frembder, durch ordentlichen Magistrat und Obrigkeit Testimonia und Zeugniß genugsam verificiret und erwiesen haben werde. Wir wollen auch in und umb die Stadt gute Disciplin und Aufsachung geben, und halten lassen damit hinfürro und in künftig das wenigste nicht wider die Uralte, Römische, Katholische Religion, bey welcher Wir obgesetzter massen ganz eyfrig und standhaftig bleiben wollen attentiret und vorgenommen werde; Und da sich yemandes etwas dawider zu attentiren, oder vorzunehmen und zu beginnen sollte gelüsten lassen: so soll gegen Denen Muttwilligen Frevlern und Verbrechen mit unnachlässiger Strafe zur Männiglich's Abschau procediret und verfahren werden u. s. w.

Deßzen zu wahrer Versicherung, stett, fest und unverbrüchlicher Haltung, haben Wir Unsere, des Rath's, Gerichts sowohl aller Zünften und Zechen, gewöhnliche Insigel hierauff gedrucket. —

Geschehen zu Schwiebusen den zwölften Decembris des Sechzehnhundert Acht und zwanzigsten Jahres! —  
Mit unterthenigster Bitt!“\*)

---

\*) Wortgetreue Abschrift des Originaldokuments.

Als die Vorlesung des Statutums zu Ende war, forderte Dohna die Unterschriften der Evangelischen. —

Entsezt sahen die treuen Männer auf den Peiniger. —

Dann sagte Hans Drabsch, der achtzigjährige Altmeister der Zünfte ehrerbietig, aber fest:

Nein, gestrenger Herr, das tun wir nicht! Evangelisch für immer!

Ja, evangelisch für immer! rief die ganze Schar voll Begeisterung.

Und dabei blieb es.

Kein Wüten und keine Drohung des päpstlichen Reformators fruchtete.

Da gab Dohna den Lichtensteinern einen Wink. Und nun begann eine schauerliche Szene!

Blut und Tränen flossen in Strömen. Umsonst, niemand unterschrieb. —

Hans Drabsch tröstete und ermunterte die Gequälten:

Bleibt fest, ihr Brüder, Gott verläßt uns nicht. — Wer bis ans Ende beharret, der wird selig.

Scharfe Tortur! schrie Dohna.

Grinsend kamen die Henkersknechte dem Befehle nach. —

Nun war der Widerstand der Ärmsten gebrochen. Blutüberströmt und halb besinnungslos unterschrieben sie. — Nur Hans Drabsch und der Ratmann Abraham Hirsekorn ließen sich durch keine Folterqual zum Übertritt bewegen.

Wartet nur, ihr entgeht mir doch nicht! rief Dohna wütend. —

An Leib und Seele gebrochen, verließen die Märtyrer das Rathaus.

Aber mehr noch als alle körperlichen Schmerzen quälte sie der erzwungene Treubruch. Und da ihr Gewissen ihnen keine Ruhe ließ, gingen die meisten von ihnen schon in der folgenden Nacht, mit Hinterlassung aller Habe, über die Grenze ins Brandenburgische, um dort ungestört ihrem lutherischen Glauben leben zu können. —

Auch Abraham Hirsekorn und die Seinen befanden sich unter den Fliehenden.

Da zu dem ersten katholischen Gottesdienst, trotz offizieller Unterschrift kein Schwiebuser in der Kirche erschien, trieben die Lichtensteiner Männer und Frauen mit Säbelstieben zur Messe.

Aber in der Nacht kamen die Protestanten heimlich zusammen und trösteten sich aus der Bibel und den evangelischen Predigtbüchern.

Auch die Geistlichen gingen, trotz des strengen Verbotes, in die Häuser und ermunterten zur Ausdauer und Beharrlichkeit. Als ihr Treiben entdeckt wurde, mußten sie die Folter kosten, und nachher verwies Dohna sie und die evangelischen Lehrer und Kirchendiener aus der Stadt. —

Den alten Meister Drabsch vergaß der schreckliche Graf auch nicht.

An einem kalten Wintertage führte man den treuen Bekener mit seinem gleichfalls hochbetagten Ehemalige gebunden zwischen Pferden der Lichtensteiner nach Glogau, um ihn „endlich zu bekehren.“

In den gefesselten Händen trug der Märtyrer seine dreizehn Pfund schwere Bibel. Auf die berief er sich allen Versprechungen und Drohungen gegenüber.

In der Glogauischen Pfarrkirche erklärten die Eheleute vor vielen Zeugen, und nach schlimmen Martyrii, ihrem Glauben bis zum Tode treu zu bleiben.

Da packte den katholischen Peiniger die Wut. Mit einem Fluche quetschte er dem kühnen Greise die Finger derartig in der schweren Bibel zusammen, daß das Blut umherspritzte. —

Krank und elend kehrten die frommen Alten in die Heimat zurück und starben bald darauf in Frieden.\*)

In Schwiebus ging es unterdessen schrecklich zu, und die Einwohner mußten unerhörte Qualen dulden. Trotzdem blieben alle standhaft und gingen heimlich in der Nacht in die Brandenburgischen Grenzdörfer, um dort ihre Kinder und Brautpaare evangelisch taufen und trauen zu lassen.

Daß sie nachher dafür harte Geld- und Körperstrafe leiden mußten, kümmerte sie wenig. — —

1633 brachten die siegreichen Schweden eine kurze Befreiung.

General Baudis setzte die katholische Geistlichkeit ab und ließ den vertriebenen lutherischen Pfarrer, Joh. Bapt. Gebel, zurückrufen. —

Nach fünf Schmerzensjahren wurde der erste evangelische Gottesdienst gehalten, und des einstigen Schwiebuser Rektors Jakobus Ebertus\*\*) bekanntes

---

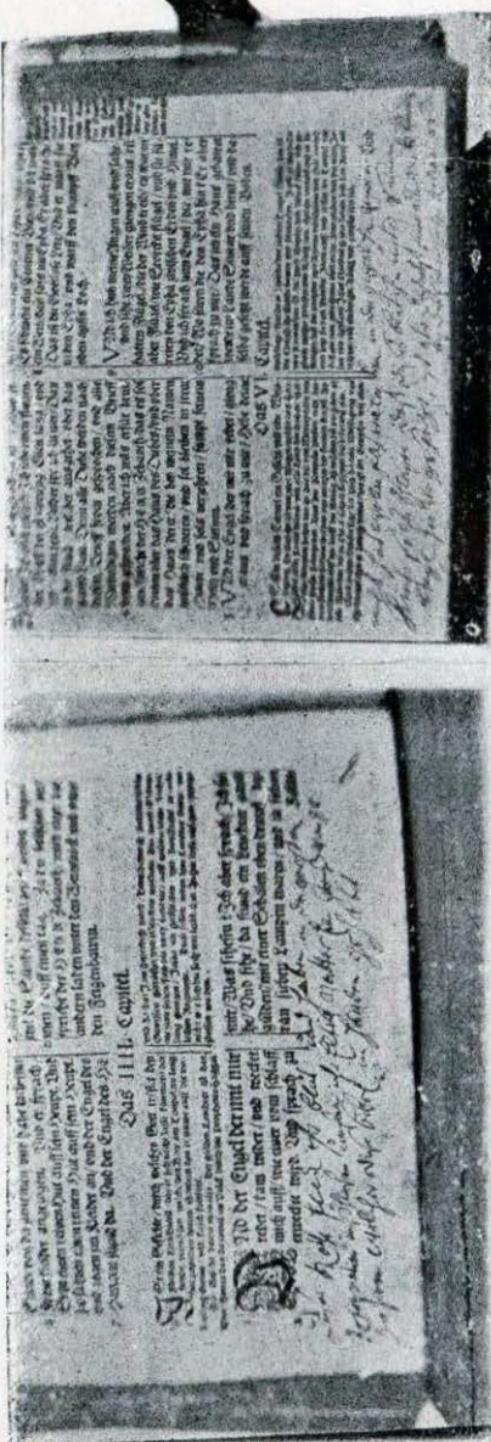
\*) Diese Geschichte ist buchstäblich wahr! Jene Bibel erbt sich noch heut als Heiligtum in der Familie fort. Sie stammt aus dem Jahre 1594 und befindet sich gegenwärtig wohlbehalten im Besitze der Verfasserin dieser Erzählung.

Im Propheten Sacharja, im fünfzehnten Kapitel, ist ein großer roter Fleck, darunter steht wörtlich folgendes:

„Dieser Rothe Fleck ist bluth, und haben in der großen Reformation (lath. 1628) in Schlesien unsern Ihren Eltern Vatter, Ein Greiß von 80 Jahren, welcher diese Bibel in Händen gehabt, nicht hat fahren lassen, in der glogauischen Pfarr-Kirchen so zu Schlagen, daß dieses bluth ihm unter Seinen Nägeln her Vorgesprizet, ist aber doch, nebst seiner alten Mutter (Frau) beständig bei der Evangelischen Religion geblieben.“ Die Verf.

\*\*) Dieser Jakobus Ebertus war nachgehends Doktor und Professor der Theologie in Frankfurt a. O.

Abbildung der Bibelseite mit den Bluttlecken. (Seite 86.)



Lied: „Du Friedefürst, Herr Jesu Christ,” lieferte den Text zu Gebels ergreifender Predigt. —

Leider dauerte die Freude nicht lange. Kaiserliche Truppen kamen, und 1637 war alles wieder katholisch.

Doch diesmal hatten die Römischen die Kirche nur kurze Zeit im Besitze.

Im Dezember 1639 erschien der schwedische General Lilienhof in der Stadt und rief die evangelischen Geistlichen zurück. —

Über zehn Jahre herrschte nun Glaubensfreiheit.

Dann begannen abermals schreckliche Verfolgungszeiten. —

1651 wurde der lutherischen Gemeinde das teuerste Besitztum, die schöne Kirche, zum dritten und zum letzten male für immer entrissen! — —

Bis zum Jahre 1686 besaßen die Armen kein Gotteshaus, keinen Geistlichen, keinen Lehrer und erlitten unbeschreibliche Qualen.

Endlich erbarmte sich Gott der Herr, und ließ uns bis 1701 Ruhe und Glaubensfreiheit genießen: 1686 ging der Schwiebuser Kreis zu aller Protestantent Freude an Brandenburg über. — —

Am 1. Januar 1687 wurde auf dem Rathause zu Schwiebus, nach 37 Jahren, der erste evangelische Gottesdienst gehalten. —

Dann ließ der Kurfürst seinen neuen Untertanen den Platz zum Bau einer evangelischen Kirche anweisen, denn um des lieben Friedens willen blieb die Pfarrkirche in den Händen der Katholiken.

Am 18. Juli 1694 weihte Pastor Livius das neue Gotteshaus in feierlichster Weise, und die glückliche Gemeinde sang dazu, lobend und dankend, das bekannte Lied: „Dreieiniger, heiliger, großer Gott“ usw.

Dieses Lied hatte der fromme Kammeramts-Direktor, Hans von Aßig zu Schwiebus, extra zur Einweihungsfeier gedichtet. —

Leider erfolgte bereits am 10. Januar 1695 die Rückgabe des Schwiebuser Kreises an Österreich; und am 25. April 1701 wurde die neuerbaute „Friedrichskirche“ versiegelt, und der evangelische Gottesdienst im ganzen Kreise bei schwerer Strafe verboten. — An diesem traurigen Tage begaben sich die beiden Kaiserl. Commissarien mit dem evangel. Bürgermeister Gottfried Dreher und dem abgedankten katholischen Bürgermeister Theodor von Sommerfeld, nach der Kirche, um sie zu versiegeln. —

Sommerfeld, ein fanatischer Katholik, war der Schwiegervater Drehers, da dieser seine evangelische Stiefschwester geheiratet hatte.

Mit strengen Worten forderte er den Sohn auf, die Siegel an die Haupt- und Nebentüren der Kirche zu legen.

Doch Dreher, ein frommer und mutiger Mann, weigerte sich: Nein, das läßt mein Gewissen nicht zu! Da sei Gott vor! Das tue ich nicht! —

Herr Sohn, vollziehe er den Befehl! rief der Alte scharf. —

Als der treue Protestant auch jetzt nicht gehorchte, schrie er zornig:

Nun, so kostet es ihm sein Hab und Gut! —

Darnach frage ich wenig,\*<sup>)</sup> erklärte Dreher ruhig und fest und ging davon. —

Es kümmerte ihn auch nicht, daß er seines Amtes entsezt wurde und viele Drangsale erleiden mußte. —

Geduldig und überzeugungstreu verließ er mit den Seinen die Vaterstadt und starb im Exil. —

Auch die Geistlichen und Lehrer mußten zum Wandern greifen.

---

\*<sup>)</sup> Die ganze Scene ist wortgetreu historisch. Die Verf.

Am 3. Mai 1701 trat Pastor Livius mit den Seinen die Flucht nach Züllichau an. Unter Klagen und Weinen begleitete ihn die trauernde Gemeinde vor die Stadt. — An der sogenannten Kapelle blieb er stehen und redete noch einmal zu seinen trostlosen Kirchkindern. Voll Liebe, Trauer und Ernst begann er:

„Amos 8, 11 steht geschrieben: Siehe, es kommt die Zeit spricht der Herr, Herr, daß ich einen Hunger in das Land schicken werde: nicht einen Hunger nach Brot, oder Durst nach Wasser, sondern nach dem Wort des Herrn zu hören.“

Dann beklagte er das traurige Schicksal seiner Zuhörer mit großer Bewegung, empfahl sie, als verlassene Schafe, die keinen Hirten hätten, der Treue und Aufsicht des obersten Erzhirten, hielt ihnen ihre Sünden, dadurch sie sich des göttlichen Wortes selbst beraubet, und die Weissagung des Propheten an sich erfüllt hätten, nachdrücklich vor, und versicherte sie zuletzt, daß Gott vor dem bußfertigen Sünder den Zugang zu seiner Gnade nicht verschließe, und daß er sich ihrer und ihrer Nachkommen wieder erbarmen werde.\*)

Dann erteilte er den Weinenden seinen Segen, nahm unter vielen Tränen Abschied und setzte seine Reise fort.

Nach der Vertreibung des Seelsorgers ging es in der armen Stadt wüste zu, und es herrschten nun wieder Zustände wie in den ersten Verfolgungszeiten. —

Was wir gelitten haben und noch leiden, weiß Gott allein! Er aber kann uns auch helfen! —

Und als eine gute Vorbedeutung und ein Zeichen von oben betrachten wir es, daß die Türen der verschlossenen und versiegelten Kirche dreimal von selbst auffsprangen:

Am 12. Dezember 1703, früh 7 Uhr zum erstenmale.

---

\* ) Wortgetreu historisch.

Am 6. Juni 1706, nachmittags 3 Uhr, sprang die Haupttür mit einem starken Knalle auf, ohne daß ein Siegel verletzt war.

Und am 17. April 1712, am Sonntag Jubilate, sprang sie zum drittenmale auf, ohne daß das Schloß zu beschädigen. —

Hocherfreut zogen wir dann jedesmal in unser liebes Gotteshaus und verrichteten unsere Andacht. —

Aber die Katholiken gönnten uns dieses Glück nie lange, und besonders der alte und schon halbblinde Theodor von Sommerfeld schlich in der Morgendämmerung herzu und verschloß die Kirche wieder. — —

Auch wurde es uns streng verboten, das nach und nach verfallene Gotteshaus auszubessern; ebenso blieben alle inbrünstigen Bitten um Rückgabe vergeblich.

Selbst die Vermittlung des Preußenkönigs Friedrich I., unseres gewesenen Landesherrn, war umsonst.

Ja, statt der erhofften Erleichterung wurden die Beschwerden noch viel größer:

Auf Grund eines Kaiserlichen Erlasses, worin jedem Katholiken bei harter Strafe verboten war, evangelisch zu werden, forschte nun die katholische Geistlichkeit eifrig in der Gemeinde, ob darunter Personen seien, deren Großeltern etwa noch katholisch gewesen waren, und die um dieses Umstandes willen unweigerlich zur römischen Kirche gehören sollten. —

Hatte man dergleichen Leute gefunden, dann drängte und quälte man sie bis aufs Blut, obgleich einige schon über 70 Jahre zählten. —

Wer sich weigerte katholisch zu werden, Jung und Alt, Männer, Weiber oder Kinder, wurde unter grausamen Misshandlungen nach Breslau auf den Bischofssitz gebracht, mit Eisen und Banden belegt, und bei Hunger und Durst in die finsternen unflägtigen Gefängnisse eingesperrt. —

Da starb gar mancher, fern von der Heimat, in Not und Elend! —

Etliche, die die Qualen nicht aushalten konnten, traten erzwungenermaßen über. Sowie sie aber in Freiheit kamen, gingen sie in andere Länder, um dort ungestört ihrem evangelischen Glauben leben zu können. —

Und nun bin ich mit diesem kurzen Auszuge aus der Reformationsgeschichte von Schwiebus am Ende.

Noch immer leben wir unter hartem Druck und sehnen uns umsonst nach Aenderung und Glaubensfreiheit. —

Ach, daß der Herr doch endlich unsere Gebete erhören und sich unserer erbarmen möge!"

Der greise Erzähler schwieg und faltete die Hände.

Die Frauen, die schon längst mit Spinnen und Stricken aufgehört hatten, saßen in tiefer Ergriffenheit und in Marias Augen glänzten helle Tränen.

„Habt Dank! Habt tausend Dank, Herr Pöhlang."

„Ach, was habt ihr Ärmsten doch leiden müssen! — Wie gut ist es in dieser Beziehung uns gegangen! — Niemalen hat uns jemand an der Ausübung unserer evangelischen Pflichten gehindert, und wir dachten kaum daran, dem Herrn für diese Glaubensfreiheit zu danken," sagte Frau Elisabeth ernst.

Der Torwart nickte sinnend:

„So pflegt es meist zu gehen: Was man hat, schätzt und achtet man kaum! — Übrigens, was ich sagen wollte, Frau Wilden, ihr werdet nächstens wohl auch von Obrigkeitswegen nach eurem Bekenntnisse gefragt werden. Der katholische Pfarrer hat mich dieserhalben neulich schon auf der Straße angehalten. Er war sehr ungehalten, daß ihr euch noch nicht bei ihm gemeldet hättet. Ich entschuldigte euch, so gut ich konnte, und wies darauf hin, daß ihr gut lutherisch wäret und eure

Kinder auch. Er ließ aber meine Rede wenig gelten und rief unwirsch:

„Ah was, das kann jeder sagen. Ich will Testamonia und Zeugnisse sehen.“

Als ich darauf einwendete, ihr waret ja aber garnicht in Schwiebus heimisch und wüsstet noch nicht, ob ihr überhaupt hierbleiben würdet, entgegnete er: Das wäre ganz egal. So lange ihr in der Stadt weiltet, gehörtet ihr unter seine geistliche Aufsicht. — Also legt nur alle Papiere zurecht und denkt darüber nach, was ihr dem Manne antworten wollt. Hoffentlich ist nicht noch irgend einer eurer Großeltern katholisch gewesen. Das wäre eine böse Sache und könnte für euch und die Kinder verhängnisvoll werden.“

Elisabeth schüttelte den Kopf:

„Schon seit Dr. Luthers Zeiten sind meine und meines Mannes Vorfahren evangelisch; und auch durch Heirat ist kein Römischer mehr in die Familie gekommen. Heinrich hat mir erzählt, daß sein Ahne einstens selbst nach Wittenberg gereist sei, um den Dr. Martinus persönlich über allerlei Glaubenszweifel und -Kämpfe zu befragen.“

„Nun, dann geht man, Frau Wilden, und holt die Papiere. Gottlob, daß dummals ihr die Trau- und Taufscheine einstecktet! So konnten sie doch nicht mit den anderen Dokumenten geraubt werden,“ meinte jetzt Vater Pohlang.

„Ja, Gott sei Lob und Dank für diese Gnade,“ antwortete Elisabeth inbrünstig. —

„Pastor Schröder brachte sie noch im letzten Augenblick. — Heinrich hatte draußen zu tun; und in Hast und Eile, und so gut es ging, nähte ich die Scheine in meinen Rock. — Unterwegs dachte ich garnicht daran und mein Mann fragte auch nicht. Vielleicht wußte er überhaupt nichts davon. Alle seine Gedanken waren

ja nur mit dem Erbe beschäftigt, das er unserem Sohne retten wollte." — —

"Wie gut, daß ihr die Papiere habt," sagte Pohlang ernst. "Für heut und später werden sie euch von unschätzbarem Nutzen sein."

Und Frau Elisabeth ging und holte die Dokumente. Und dann begann ein allgemeines großes Staunen.

---

## 7. Kapitel

### Überraschungen

Und wieder, wie schon so oft sagte die Balzerin:

"So was! Nee, so was! — Aber hab's iche nich schund immers gesegt: Unse Fru Wilden 'ne gebor'ne Gräfin!! Unn redt nischt dervunn, unn macht ken Uffhebens niche! — So was! Nee, so was! Nun tutt mich mei Läben irscht derfreuen! — Unn nu wärds ja nimmer lange tauern, dann ist och unsa Jungan a Graf!" —

"Na, na, immer sachte mit d' jungen Pferde," lachte Pohlang. "So schnell geht die Sache nicht! — Von einem armen, heimatlosen Jungen bis zum Grafen ist ein weiter Weg! Und hier im Tauffschein steht man bloß: Rüdiger Wilde, ehelicher Sohn des Heidebauern Heinrich Wilde und dessen Ehefrau Elisabeth, verwitwete Brodersen, geborene Gräfin Heidenberg! Für unseren kleinen ist also vorläufig garnichts gewonnen: der bleibt nach wie vor der Sohn des armen Heidebauern. —

Nur wenn es sich einst zweifellos herausstellen sollte, daß sein Vater adliger Herkunft sei, könnte es ihm Nutzen bringen, daß auch seine Mutter aus ebenbürtiger Familie stammt. —

Bei Majoraten und anderen Einrichtungen würde solches Papier großen Wert haben!

Verwahret darum alle diese Zeugnisse aufs Sorgfältigste, liebste Frau Wilden, und gebet sie niemalen aus der Hand. —

Der Herr Pfarrer verlangt sie zu sehen; — das ist gegenwärtig leider sein Recht, und wir müssen uns fügen. — Aber paßt sorgfältig auf und gebt kein Blatt aus der Hand! — Hoffentlich bin ich, wenn die Nachfrage kommt, in der Nähe und kann euch beistehen." —

Voll Dankbarkeit blickte die Witwe auf den treuen Freund.

„Gott vergelte euch eure Liebe, Herr Pohlang! — Und Gott sei tausend Lob und Dank, daß wir Verlassenen in euren Schutz gerieten! — Was fingen wir Armosten wohl an, wenn wir nicht euch und die liebe Frau Mutter und die gute Jungfer Balzerin hätten!" —

Der brave Torwart räusperte sich, um seine Rührung zu verbergen, Mutter Pohlang wischte sich die Tränen aus den Augen, und die Jungfer Balzern sah so stolz um sich, als ob sie soeben selbst Gräfin geworden sei. —

Da mußte der alte, schalkhafte Mann lachen:

„Nu seh' einer de Balzern an! Perscht sie sich nich grade, wie ein Pfau? —

Tät mich garnicht wundern, wenn iße ein Kaiserlicher Abgesandter käm' und spräch:

Fürstliche Gnaden, wie kommt Ihr doch unter das geringe Volk? — S. Kaiserl. Majestät haben befohlen, euch gleich in die Residenz zu bringen. — Draußen steht schon der vierspännige Reisewagen, und die Dienerschaft harret nur eurer Befehle." — —

Die gute, alte Jungfer war klug genug, mitzulachen; aber sie gab doch dem neckenden Gevatter einen freundschaftlichen Puff und meinte vorwurfsvoll:

„Nee, über euch, Herr Meister! Nee, nee, über euch! Und da füllen die Kinder,“ — sie wies auf Maria, — „Respekt vom Alter kriegen?“

Aber Maria kam schnell gesprungen und umfassete die gute Alte.

„Ach, Muhm' Balz', ihr seid doch unsere Allerbeste! — Und der liebe Herr Großvater neckt euch man bloß. — Ihr glaubt garnicht, was der für Stücke auf euch hält.“ —

„Das wollt ichen ihm och geroaten haben,“ rief die Nätherin freundschaftlich drohend. —

„Aber du bist a gutes Kind, Marian. — — Un nu gu' Nacht, ich gieh heeme.

Der „Seeger“ (die Uhr) schlägt schund keine.“ —

Am andern Tage nahte das Verhängnis: Gegen Mittag erschien in höchsteigener Person der katholische Probst im Witwenheim und verlangte die Papiere zu sehen. Zum Glücke war Pohlang zu Hause und empfing den strengen Herrn.

Auch Elisabeth war ziemlich ruhig. Sie hatte in brünstigem Gebete sich und die Kinder an Gottes Vaterherz gelegt und um rechte Worte zur rechten Zeit gebeten. — Gesäßt und würdevoll trat sie dem Inquisitor entgegen, und beinah bestürzt sah der Geistliche auf die fremde, einfache Frau.

Wahrlich, Pohlang hatte Recht: Das war keine Hergelaufene! —

Wo hatte er dies stille, sanfte Gesicht nur schon einmal gesehen?

Unwillkürlich legte er die Rechte über die Augen und dachte nach.

Und dann las er halblaut die Papiere durch; und mit einemmale wurde seine Stimme heiser und kaum verständlich. —

Als ob er nicht mehr gut sehen könne, hob er die Blätter ganz dicht vor das Antlitz:

„und der Elisabeth, verwitweten Brodersen, geb. Gräfin Heidenberg,“ stieß er rauh hervor und warf die Zeugnisse auf den Tisch. —

„Es ist gut. — Da, nehmt euer Eigentum; — oder nein, lasst mir die Papiere etliche Tage. Ich will sie noch einmal in Ruhe prüfen und sehen, ob ich nichts für euch tun kann.“ —

Pohlang, der ein aufmerksamer Beobachter der sonderbaren Szene gewesen war, kam Frau Elisabeths Antwort zuvor. Mit einer schnellen Bewegung hatte er die Scheine an sich genommen und wieder in ihre Umhüllung gesteckt.

„Verzeiht, Hochwürden, und nichts für ungut: aber solche Dokumente gibt man nicht aus den Händen.“ —

Mit finsternen Blicken sah der Probst auf den mutigen Alten.

„Was untersteht ihr euch? Wie dürft ihr es wagen, mir zu misstrauen? Ich habe nur das Beste der Frau im Auge.“

„Neber dieses „Beste“ gehen unsere Meinungen aber wahrscheinlich sehr auseinander,“ entgegnete der Torwart gelassen. „Ihr könnt es uns wahrlich nicht übelnehmen, Herr Pfarrer, wenn wir Lutherischen von eurer Fürsorge nichts wissen wollen. Und darum noch einmal: nichts für ungut, aber die Papiere bleiben hier.“ —

Der Geistliche wollte zornig auffahren, aber er behielt sich.

Noch einen langen Blick warf er auf Frau Wilde, dann ging er mit stummem Gruße davon. —

Kopfschüttelnd und aufatmend sahen die Zurückbleibenden ihm nach.

„Da ist was nicht in Ordnung,“ sagte Pohlang ernst. — „Jetzt heißt es doppelt aufpassen, denn das

war noch nicht das Ende der Geschichte! Der Herr Probst machte ein gar zu merkwürdiges Gesicht! — Wenn er evangelisch wäre, dächte ich, er hätte euch früher gekannt und irgend welche Verpflichtungen gegen eure Familie. Er war doch zu sehr erschrocken, als er euren Namen las und euer Gesicht sah." — —

"Ach nein, ach nein, ich habe ihn nie gesehen," rief Frau Wilde verängstigt. — „Aber sein Wesen macht mich bange, und ich bitte euch, werter Herr Pohlang, verlaßt uns nicht." —

Beruhigend fäste der Alte die Hand der Witwe. „Na, na, da braucht ihr keine Angst zu haben. Das versteht sich doch von selbst. — Ich bleibe in der nächsten Zeit daheim, und da werden wir ja sehen, auf was das alles herausläuft." — —

Schon am nächsten Tage erschien richtig ein Bote im Tormärterhause und übergab Frau Elisabeth ein versiegeltes Schreiben vom „Herrn Probste.“ —

Voll Aufregung reichte sie das verhängnisvolle Papier dem treuen Wirte:

„Nehmt Herr Pohlang und lest. Mir ist so bange." —

„Nicht also, liebrente Frau Wilden," sagte der Alte beruhigend. „Ihr wißt doch:

„Es kann mir nichts geschehen,  
Als was Gott hat ersehen,  
Und was mir nützlich ist!" —

Zudem sind eure Papiere in Ordnung, und der Pfarrer kann euch nichts anhaben." — —

So ruhig und überzeugt, wie er sprach, war der gute Tormärt innerlich aber doch nicht. —

Er hatte in ähnlichen Fällen schon üble Dinge erlebt und wußte, wie die Rechte der Protestanten von katholischer Seite geachtet wurden! —

Aber die arme geängstigte Witwe durfte nichts von seinen Befürchtungen merken! Und schließlich, hieß es nicht auch heute noch:

„Selig, ja selig ist der zu nennen,  
Des Hilfes der Gott Jakobs ist. —  
Der sich vom Glauben nicht lässt trennen,  
Und hofft getrost auf Jesum Christ!“ —

Festlich baute der fromme, getreue Alte auf diesen starken Gott Jakobs; und sagte darum zuversichtlich und tröstend, als er den Brief öffnete:

„Sei stille dem Herrn und warte auf ihn! — Und nun Frau Elisabeth hört und staunt:

Der hochwürdige Pfarrer bietet euch und den Kindern freie Wohnung an; er will zeitlebens für euch sorgen, Maria gut ausstatten und Rüdiger die beste Erziehung zuteil werden lassen! — —

Und er stellt vorläufig nicht einmal die Bedingung, daß ihr darob katholisch werden müsstet! —

So etwas ist noch nie dagewesen, wenn ich nur wüßte, was ich davon denken soll.“ —

Ganz benommen von dieser unerwarteten Überraschung, setzte sich der Torwirt in den Sorgenstuhl.

„Ist das nun wirklich gut gemeint, oder ist es nur eine Falle? — — Redet, Frau Wilden, was denkt ihr darüber?“

„Was dieser Vorschlag bedeutet und für Tragweite hat, weiß ich nicht, aber niemals werde ich auf diese verlockenden Anerbietungen eingehen. Lieber will ich mit meinen Kindern hungern und darben, als im Schatten der katholischen Kirche wohlleben,“ antwortete Frau Wilden. —

Gerührt drückte ihr Pohlang die Hand.

„Ich habe nichts Anderes erwartet. — So wollen wir denn in diesem Sinne dem Pfarrer antworten. Hoffentlich lässt er euch dann in Ruhe.“ —

---

Aber wieder kam der Vöte und brachte ein noch eindringlicheres Schreiben; und als auch dieses keinen Erfolg hatte, erschien der Probst abermals im Torwärterhause. — —

Diesmal sah er auch Maria und Rüdiger; und der prächtig heranwachsende Knabe schien sein höchstes Interesse zu erregen. Immer wieder hob er das jauchzende Kind in die Höhe, und blickte ihm in die strahlenden, blauen Augen. —

„Was gäbe ich darum, wenn du mein wärest!“ murmelte er fast unhörbar. —

Aber die scharfen Ohren des alten Torhüters hatten es doch verstanden; und geschickt und unauffällig entfernte Pohlang den Kleinen aus des Gefürchteten Nähe.

Der Probst schien es kaum zu merken. —

Er suchte jetzt mit aller nur möglichen Neberredungskunst, Frau Elisabeth seinen Vorschlägen willfährig zu machen.

Der Torwart konnte sich garnicht genug verwundern, mit was für Freundlichkeit und Wohlwollen das geschah. Es war, als ob ein fürsorglicher Bruder oder Onkel auf die geliebte Schwester oder Nichte einrede.

Und sonst! —

Wie oft, wie oft hatte Pohlang ähnlichen Unterredungen beigewohnt! —

Da war es ganz anders zugegangen! — Da gab es Heulen und Zähneklappern, und die Betreffenden lagen bittend und weinend vor dem strengen Pfarrer auf der Erde. —

Und wieder sagte sich der kluge Greis:

Da ist irgend was nicht in Ordnung! — Dem Pfarrer schlägt das Gewissen! — Der kennt ganz sicher Frau Elisabeth und hat Verpflichtungen gegen sie und ihre Familie! — Aber grade deswegen traue ich dem

alten Fuchse nicht: Er will jetzt sie und die Ihren für sich und seine Kirche gewinnen. —

„Jetzt gilt's, Pohlang, jetzt sei auf der Hut!

Als der Geistliche merkte, daß all' seine Bemühungen ohne Erfolg blieben, rief er zornig:

„Nun ist meine Geduld zu Ende! Ich habe das Beste gewollt und hatte nur Gutes mit euch im Sinne. Die Folgen eurer Weigerung schreibt euch selber zu. Ich kümmere mich nicht mehr um euch und werde meinen Schutz willfährigeren Leuten angedeihen lassen.“ —

Ohne Gruß und in größter Erregung ging er davon. —

Erschrocken und bestürzt sahen ihm die Hausgenossen nach.

Der alte Torwart fasste sich zuerst; und als Frau Pohlang und die Balzerin jammernd riefen:

„Ach Gott, was werden wir nu derleben!“ rief er fast ärgerlich:

„Weibsvolk, habt euch man nicht gar zu sehr! — Der Probst ist noch lange kein Herrgott! Ich spreche mit unserem Doktor Luther:

„Und wenn die Welt voll Teufel wär,  
Und wollt uns gar verschlingen,  
So fürchten wir uns nicht so sehr:  
Es muß uns doch gelingen!“ —

Die geängstigten Frauen nickten, aber ganz beruhigt waren sie trotzdem nicht. —

Mutter Pohlang und Jungfer Balzer hatten nicht umsonst Jahrzehnte lang unter katholischem Banne und päpstlicher Rute gelitten! Sie trauten dem Frieden nicht und sahen mit Bangen in die Zukunft. —

Rüdiger und Maria durften nicht mehr allein auf die Gasse hinaus. — —

Ach, es wäre nicht das erstmal gewesen, daß man Kinder, besonders schöne, begabte Knaben, heimlich auf-

hob und in katholische Erziehungsanstalten brachte, um sie selig zu machen und für den Himmel zu retten. —

Und so ganz unangebracht schien die Vorsicht der treuen Freunde nicht zu sein. Nicht nur die Balzerin, auch Meister Gottfried sah jetzt öfter den katholischen Messner in der Nähe des Hauses.

Das gab zu denken und förderte nicht grade die Ruhe der Beobachteten. —

Die Kinder wurden nun ängstlich in der Wohnung gehalten und keinen Augenblick allein gelassen. —

In Angst und Sorge zerbrach man sich den Kopf über das unheilvolle Interesse des Probstes an der Witwe und den Kindern. —

Frau Elisabeth sann und sann, ob es wohl einen Zusammenhang zwischen dem Geistlichen und ihrer Familie gäbe; aber das Rätsel wurde nie gelöst. —

Erst als ihr einmal einfiel, daß ihr Vater einstens erzählt hatte, sein jüngster Bruder sei spurlos verschollen, machte sie sich allerlei Gedanken. — Aber Vermutungen sind noch keine Tatsachen; und die Wahrheit kam niemals an den Tag. —

---

Die nächste Zeit verging unseren Freunden in Spannung und Unruhe. —

Bohlang wagte kaum aus dem Hause zu gehen, und die „Balzern“ hatte ihren Kunden erklärt:

„Ihe muß iche derheeme bleiben, wertgeschätzte Frau Senatorin. — Nehme Sie es man ja nich vor ungut, aber wir missen ihe all uf unsre Jungan uppassen. — Ihr wißt schund! — Nachher kimm iche schund wieder, wann Se micha han wollen.“ —

Und die ehrbaren Bürgerfrauen nickten teilnehmend und verständnisinnig:

„Ja, ja, Balzern, Sie hat ganz recht. Acht' Sie nur gut auf das hübsche Kind. — Niemand kann ahnen, was uns noch bevorsteht.“ —

Und dem armen, geplagten Schwiebus stand wirklich eine große Überraschung bevor! —

Kaiser Karl VI. starb am 20. Oktober 1740, und mit ihm ging die männliche Linie des Hauses Österreich unter. —

Friedrich II., der große Preußenkönig, machte alsbald Brandenburgs Rechte auf Schlesien geltend, und der Krieg erschien ihm unvermeidlich.

Der Minister von Podewils und der Feldmarschall von Schwerin wurden nach Rheinsberg berufen, wo Friedrich II. weilte. Der König war fest entschlossen, die berechtigten Ansprüche auf die schlesischen Fürstentümer geltend zu machen:

„Nur durch die schwärzeste Perfidie,“ sagte er zu den Vertrauten, „ist der Schwiebuser Kreis, der als Gegenleistung für die Aufgabe jener Ansprüche durch den Großen Kurfürsten, an Brandenburg abgetreten wurde, dem preußischen Staate von Österreich wieder entrisen worden. — Ich bin geneigt, die von meinem Vater anerkannte pragmatische Sanktion für die österreichischen Erblande auch meinerseits anzuerkennen. — Mag Maria Theresia immerhin den Thron besteigen. Für Schlesien gilt ihre Erbfolge nicht. — Dies Land ist Männerlehen! Auch kann ich nicht vergessen, daß mein Herr Vater in der Jülich-Bergischen Erbangelegenheit von Kaiser Karl VI. so schmählich hintergangen worden ist.“ —

So kam es denn zum Kriege. —

Bereits am 4. Januar 1741, rückten die ersten preußischen Truppen, eine Eskadron Husaren, in die dicht bei Schwiebus gelegenen Dörfer Wilkau und Salkau ein. —

Und am 13. März desselben Jahres ritt das halbe Kürassier-Regiment von Geßler durch die Stadt, dem am nächsten Tage die andre Hälfte folgte. — —

Die evangelischen Bürger der guten, alten Stadt wußten vor Freude nicht aus noch ein. —

„Ach Gott, wenn wir nur wieder an Preußen kämen,“ seufzten und beteten die so lange Geknechteten.

Meister Pohlang war ganz zuversichtlich:

„Jetzt naht die Befreiung! — Jetzt dürfen wir wieder unseres Glaubens leben! — privat Friederikus! — Frau Wilden, nunmehr braucht Sie keine Angst mehr zu haben! — Nun sind wir alle geborgen! — Unter dem glorreichen Regiment der Hohenzollern werden wir endlich aufatmen können.

Das Glück! Das Glück, daß ich solche Freude noch erleben darf! — Und morgen haben wir evangelischen Gottesdienst; denkt doch nur: wahr und wahrhaftig: evangelischen Gottesdienst!

Der Herr General Geßler hat dem preußischen Feldprediger, Herrn Gottfried Rauc, gestattet, uns auf dem Rathause eine Predigt zu halten! —

Die evangelische Bürgerschaft ist heute früh bei dem hohen Herrn gewesen, und hat ihn inständig gebeten, ihnen, nach langer Verfolgungs- und Drangsalszeit, das reine Evangelium predigen zu lassen.

Da hat der fürnehme, leutselige Mann über die Leiden seiner Glaubensbrüder fast geweint und mit Freuden die erbetene Erlaubnis erteilt. Nachgehends ist zwar der Herr Probst zu dem General geeilt und hat voll Zorn und Anmaßung die evangelische Predigt verboten. Aber der Herr von Geßler hat den Unver schämten nur groß und verwundert angesehen:

Was fällt Ihm denn ein! — Er will mir verbieten, daß ich hier in Schwibus evangelischen Gottesdienst halten lasse? —

Aber der Probst war noch nicht klug geworden und sagte herrisch:

Nun, für die preußische Soldateska mag es meinetwegen erlaubt sein. —

Nein, nicht für die preußische Soldateska, und nicht weil ihr es erlaubt, — sondern für die hiesige, evangelische Bürgerschaft und weil es mein Befehl ist, — rief da der General voll Zorn. —

Und wenn ihr euch etwa gar widersehen wolltet, Hochwürden, dann lasse ich euch an einen Ort bringen, der euch nicht gefällt.\* ) Ihr sollt meinen armen Glaubensbrüdern hinfürro nimmer schaden. —

Da ging Conrad in ohnmächtiger Wut davon. —

Gott aber gebe in Gnaden, daß er nie wieder Macht über uns erlange! —

„Ja, dazu helfe der Allmächtige!“ riefen die Frauen alle inbrünstig, und rüsteten dann voll Dank und Freude zu dem bevorstehenden Festage. —

Um dem katholischen Pfarrer seine Macht zu zeigen, hatte Geßler befohlen, daß kein Soldat bei dem ersten evangelischen Gottesdienste erscheinen sollte. —

---

Am 16. März 1741, an einem Donnerstage, war der ewig denkwürdige Tag, an dem der Schwiebuser Märtyrer-Gemeinde, nach langen, schweren Verfolgungsjahren, endlich wieder Luthers Lehre verkündigt wurde!

Mehr als 2000 Personen versammelten sich, um das unverfälschte Evangelium zu hören; denn auch der Adel der umliegenden Dörfer und alle Landleute, vom freien Bauern bis zum niedrigsten Knecht, waren zu dieser Feier nach Schwiebus gepilgert.

Da die Pfarrkirche in katholischen Händen war, und leider, um des lieben Friedens willen, auch weiterhin darin verblieb, und die inzwischen gänzlich verfallene Friedrichskirche dem Einsturze nahe schien, fand dieser Gottesdienst auf dem Rathause statt.

---

\* ) historisch.

Als die Trompeter dreimal geblasen hatten, begann die unvergessliche Feier.

Der Geistliche predigte sehr nachdrücklich und ergrifend über 1. Joh. 1, 6 u. 7, von der Kraft des Blutes Christi.

Als er las:

„So wir aber im Lichte wandeln, wie er im Lichte ist, so haben wir Gemeinschaft untereinander; und das Blut Jesu Christi, seines Sohnes, macht uns rein von aller Sünde“, ging ein hörbares Schluchzen durch die Festgemeinde, und allenthalben flossen Fuß- und Freudentränen. —

Unsere Freunde waren selbstverständlich auch zugegen, und in ihren Seelen sang und klang es von Dank und Jubel. Frau Elisabeth pries den Herrn, daß sie nun nicht mehr des Probstes Macht zu fürchten hatte. — —

Zum Schluß der Predigt gedachte der Prediger auch derer, die anno 1701, unter tausend Tränen, von ihrem treuen Seelsorger Liviis und der Glaubensfreiheit Abschied genommen hatten, und die nun, nach vierzig Trauerjahren, diesen frohen Tag erleben durften.

Da erhoben sich, wie auf Berabredung, vierzig bis fünfzig betagte Männer und Frauen,\* ) die in den vordersten Stühlen saßen, reichten sich glückstrahlend die Hände und blickten dankerfüllt gen Himmel.

Durch die ganze große Versammlung aber ging ein lautes Weinen, und selbst graubärtige und vornehme Herren schämten sich der Tränen nicht. —

Nach dem feierlichen Te Deum, sang die geprüfte und treu erfundene Schar ihr altes Trost-, Schutz- und Trutzlied:

„Ein feste Burg ist unser Gott,  
Ein gute Wehr und Waffen.“

\* ) Die Namen der meisten sind bis heutigen Tages ausbewahrt.

und heller und jubelvoller ist dieser hehre Choral unseres Doktor Martinus Luther wohl nie zu Gottes Thron gedrungen! — —

Als die Andacht zu Ende war, bedankten sich die Schwiebuser vielmals bei dem General von Geßler und bat en ihn inbrünstig, auch in Zukunft ihrer zu gedenken.

Da gab er ihnen freundlich Bescheid, sie sollten ganz ohne Sorge sein: König Friedrich ließe sich Schlesien nie wieder nehmen, und mit Gottes Hilfe würden sie nun bis ans Ende der Tage Glaubensfreiheit behalten.

---

Am Abend des ewig denkwürdigen 16. März 1741 herrschte in den meisten Familien von Schwibus eitel Freude und Fröhlichkeit.

Not und Angst der verflossenen Jahre waren vergessen; und hoffnungsfroh blickten alle Evangelischen in die Zukunft.

Auch unsere Freunde aus dem Tornwärterhause waren vollzählig in Meister Gottfrieds geräumiger Wohnstube um das flackernde Kaminfeuer versammelt; und Rede und Gegenrede ging froh und lebhaft hin und her. —

Es war, als sei ein Bann von allen genommen.

Jeder gab sich wieder wie er war, und nicht mehr mit der Furcht und Zurückhaltung, die man sonst vor etwaigen unbekannten Spähern und Spionen der katholischen Kirche gehabt hatte. —

Die gute Balzerin besonders war jetzt wieder oben auf; und „ihr Mundstück, das so schon allstunds auf Rädern lief,“ wie Pohl lang immer neckend behauptete, ging heute ganz besonders schnell und leicht; und die Zuhörer kamen aus dem Lachen gar nicht heraus. —

„Nee, nee, Balzern, über ihnen aber auch! Sie tut ja grade, als wenn wir diesen Festtag nur ihr zu verdanken hätten! Aber sie hat recht: je mehr der Mensch selber von sich hält und hermacht, desto mehr gilt er in den Augen der andern!“ —

Die Balzern achtete kaum auf die guten Spottreden der Gevattern. Ihre Gedanken waren ganz wo anders.

„Sprecht, was der wollt, iché weéß schund, was iché will:

Nu wir iże Glaubensfreiheit haben, künн' wir och wieder an andre Sachen denken. Und mei Jungan muß zu seinem Rechte stimmen!

Där liebe Keenig vun Preißen is nu ünsa Härre, — Gott sei Lob und Dank dafür! — — — unn wenns nich anners sein kann, dunn gieh iché nach Brassel (Breslau) unn stell' ihme de ganze Sache für. —

Mei Jungan is a Grafe, dadervor leg' iché meine Hand ins Feier.“ —

Gerührt und voll Dankbarkeit legte Frau Elisabeth den Arm um die gute alte Jungfer.

„Ach, liebstes Mühmchen, wir haben ja keine Papiere mehr! —

Ihr wißt doch, daß uns kurz vor Schwiebus alles geraubt wurde. Woraufhin wollt Ihr denn zum König gehen?“ —

„Nu, Recht muß doch Recht bleiben,“ entgegnete die Alte zuversichtlich. —

„Aber das Recht muß doch beglaubigt sein,“ sagte Pohl Lang ernst. —

„Und da unsere liebe Frau Wilden das Recht ihres Sohnes leider durch kein Dokument beweisen kann, müssen wir uns gedulden, Balzern.“ —

Da setzte sich die brave Nätherin geknickt auf ihren Stuhl. —

„So was! nee, so was! — Unn iche ducht schund,  
mer kriegten alles ins Reene. —

Nu sei mer duh preiß'ch, unn nu hut's keene Nut  
niché meh! “ —

Ganz betrübt sah die gute Alte umher.

Und wieder fasste Elisabeth ihre Rechte:

„Sorgt euch nicht; die größte Note ist ja, Gott sei  
Dank, behoben! Für unseren Rüdiger aber wollen  
wir alles der Vaterhand Gottes überlassen.

Wie es der Herr schickt, so ist es gut. Soll unser  
geliebter Junge die Heimat seiner Väter finden, so  
werde ich Gott auf den Knieen für diese Gnade danken.

Ist es in des Höchsten Rat aber anders beschlossen,  
dann gräme ich mich auch nicht. — —

Nur selig, wenn auch wunderlich! — Die Haupt-  
sache ist ja doch, daß der Sohn meines Heinrich ein  
frommer, tüchtiger Mann wird. Euch aber, liebstes  
Mühmchen, sei tausend Dank für alle Liebe. Hoffent-  
lich vergilt Rüdiger euch einstmals eure Fürsorge und  
Treue.“ —

„Nu, nu, des kimmert miché nich, da dernach  
frog iche nich,“ rief die Balzern gerührt. — — —

„Vor meinswegen funnt' mei Jungan bleiben  
was er is; denn da hätt ich verleichte nich's meiste vun  
ihm. A grusmächtiger Grafe un fürnehmer Härre  
frät (frägt) wull ganimmeh (garnichtmehr) nacher de  
ale Mühme.

Aber sie hat recht, Frau Wilden:

Wie Gott will! Wie Gott will!“ —

Der Gegenstand dieses Zwiegespräches, der kleine  
Rüdiger Wilde, jetzt ein prächtiger, zweijähriger Kna-  
be, war unterdessen auf dem Schoße seiner treuen Be-  
schützerin sanft eingeschlafen.

---

Unter dem milden und gerechten preußischen Regi-  
mente erholt sich die Stadt von Tag zu Tag.

Die meisten der ehemals um des Glaubens willen geflüchteten Einwohner führten heim, und allenthalben blühte Handel und Gewerbe, wie nie zuvor. —

Als am 11. Juni 1742 der Friede zwischen König Friedrich und der österreichischen Kaiserin geschlossen war, in dem Schwiebus wieder unter preußische Herrschaft kam, fand in Schwiebus am 4. Juli ein feierlicher Dankgottesdienst statt. —

Von den Nöten des zweiten, schlesischen Krieges hatte Schwiebus zum Glück nicht viel auszustehen.

Am 12. Januar 1746 wurde der am 25. Dezember geschlossene Dresdener Friede feierlich von der Kanzel verkündigt und ein Dankfest gehalten: dazu marschierte die Bürgerschaft auf dem Markte auf und gab unzählige Freudenröhre ab.

„Vivat Friederikus! Vivat der König!“ — erklang es allenthalben dank- und begeisterungsvoll. —

Inzwischen war die Erlaubnis zum Bau einer neuen, evangelischen „Friedrichskirche“ eingetroffen, und bereits am 23. August 1746 wurde dazu der erste Grundstein gelegt.

Die Opferfreudigkeit der evangelischen Gemeinde war diesmal fast noch größer, als beim Bau der alten Kirche. —

Ein jeder gab nach Kräften; und der, der kein Geld bieten konnte, verrichtete Handlangerdienste. —

Ja, der Eifer an dem Werke war so groß, daß etliche „fürnehme Herren“ vom Magistrat das Bauholz auf ihren Schultern zum Platze trugen. — — — —

Endlich, am 30. August 1750, am 14. Sonntage nach Trinitatis, wurde die neue evangelische „Friedrichskirche“ feierlich eingeweiht. Das war ein Festtag ohne Gleichen für Schwiebus.

---

### 8. Kapitel

#### Noch einmal im Heidedorfe

Aber wir sind unserer Erzählung um etliche Jahre vorausgeeilt und müssen nun wieder zurückkehren. —

An einem Sommerabende des Jahres 1746 saß unser alter Bekannter, der greise Pastor Schröder im Heidedorfe, an seinem Arbeitstische und studierte in tiefster Bewegung ein dickes Manuskript.

Wiederholt fuhr er sich mit der Hand über die feuchtgewordenen Augen und seufzte tief auf:

„Ob ich mirs nicht gedacht hatte! — Armer, armer Freund, was mußt du gelitten haben! —

Ach Gott, was mag aus dir und den Deinen geworden sein!

Lebst du noch, oder bist du bereits nach der oberen Heimat gepilgert? — —

Zwei Jahre spätestens nach deinem Fortzuge, wolltest du kommen, mir Nachricht geben und die Dokumente einfordern. —

Du bist nicht erschienen und hast auch keinen beglaubigten Boten gesandt. —

Das ist mir ein fast sicheres Zeichen, daß du nicht mehr unter den Lebenden weilst! — Denn nimmer würdest du die Ansprüche auf dein und deines Sohnes Erbe, die diese Papiere untrüglich beweisen, fahren lassen.

Ach Gott, daß ich schon ein so alter, schwacher Mann bin, und nicht an deiner Statt die Rechte deiner hinterbliebenen wahrnehmen darf! —

Ach, wenn ich nur wenigstens wüßte, ob die Armen überhaupt noch leben und wo sie weilen! —

Die Sorge um diese Heimatlosen läßt mir ja keine Ruhe mehr! —

Was kann ich nur tun! — Was kann ich nur tun, den Aufenthalt und das Schicksal der Verlorenen zu erfahren?“

Und wieder seufzte der Greis schmerzlich und sah  
bekümmert in die untergehende Sonne. —

In diesem Augenblicke trat eine betagte Frau ins  
Gemach und rief erschrocken:

„Aber lieber Alter, was fehlt dir? Bist du krank?  
— Du stöhnst ja kläglich und siehst zum Erbarmen  
aus.“ — —

„Nein, nein, liebstes Weib, ich bin nicht krank, und  
mir selbst fehlt nichts,“ wandte sich Schröder freund-  
lich an die besorgte Gattin. —

„Aber guter Freunde Not und Elend macht mir  
das Herz schwer; und mein Kummer ist, daß ich ihnen  
nicht helfen kann!

Doch setze dich zu mir. Ich will dir alles erzählen,  
denn nun ist die Geschichte kein Geheimnis mehr. —

Du entsinnst dich doch noch des Heidebauern Hein-  
rich Wilde, der vor etlichen Jahren mit den Seinen  
draußen in der einsamen Moorkate hauste.“

„Ob ich mich seiner entsinne!“ rief die alte Frau  
eifrig. „Das waren besondere Leute, und sie hatten  
so liebe Kinder! Das fromme Töchterchen Maria war  
uns beiden ja ans Herz gewachsen. —

Aber was ist dann mit Wildes? — Hast du Nach-  
richt von ihnen? Weißt du, wo sie sind?“ —

„Leider nein,“ — sagte der Greis traurig, — „und  
das ist eben mein Kummer. — —

Auch ich habe ja von Anfang an geahnt, daß der  
schweigsame Moorbauer nicht das war, wofür er sich  
ausgab. — Trotz aller Bemühungen seinerseits, konnte  
er niemals den Sohn des vornehmen Hauses verleug-  
nen. — Sein armseliger, grober Linnenkittel hat mich  
keinen Augenblick über seine edle Herkunft getäuscht.  
Und hier nun, in diesen Papieren, habe ich die Begla-  
bigung all' meiner Vermutungen! —

Und nun weiß ich nicht, wo der Arme weilt, und  
ob er und die Seinen überhaupt noch am Leben sind!

Spätestens zwei Jahre nach seinem Wegzuge, wollte er mir über den Ausgang seiner Reise Bescheid bringen, oder einen sicherer Boten senden. Er ist nicht gekommen, und niemand hat nach diesen wichtigen Papiere gefragt! Das ist ein schlimmes Zeichen." —

"Ach Gott, was fällt mir da mit einemmale ein," fuhr hier die greise Pastorin entsezt in die Höhe. —

"Ja doch! Ja doch, Alter, es ist Botschaft gekommen! Als du vor Jahren todfrank lagst, und der Arzt stündlich dein Ableben erwartete, erschien mit einemmale der Schulze und brachte ein großes Schreiben von weit her. Das hatte ihm der Herr Amtmann in der Kreisstadt übergeben. Der Herr Adjunktus, der damals dein Vertreter war, nahm den Brief und öffnete ihn. Dann durchsuchte er Kirchenbücher- und Akten, wie es schien, ohne Erfolg. Endlich wandte er sich an mich und sagte:

Das ist eine seltsame Geschichte, Frau Pastorin: Die hinterbliebenen eines früheren Heidebauern bitten um die in hiesiger Pfarre hinterlegten Testimonia und Zeugnisse. Ich kann nirgends etwas finden; und der Herr Pfarrer ist bewußtlos. Wüßt Ihr vielleicht um diese Sache. —

Aber ich war in Trauer und Schmerz versunken und achtete kaum auf die Frage; und vor allem: Ich hatte keine Ahnung davon, daß Wilde dir seine Papiere zur Aufbewahrung übergeben hatte! Und so sagte ich denn teilnahmlos und gleichgültig:

Nein, Herr Adjunktus, ich weiß von nichts. Derlei Anfragen kamen wohl schon öfter, und meist lag ein Irrtum vor, und die Geschichte gehörte ins benachbarte Pfarramt. —

Da gab sich der Hilfsprediger mit einem erleichterten Aufatmen zufrieden, und ich ging zu dir hinein und hatte die Sache bald wieder vergessen.

Ach, liebster Alter, du gingst mir doch über alles, und ich hatte keinen anderen Gedanken als dich. Sei doch bloß nicht böse." —

Die gute, alte Frau weinte leise. —

Mitleidig und beruhigend fasste Pastor Schröder die Hand der treuen Lebensgefährtin.

"Ich bin dir nicht böse, liebe Friederike, und du hast in keiner Weise Schuld. —

Aber bitte, besinne dich, wo hat der Adjunktus wohl diesen wichtigen Brief gelassen?" —

"Ich weiß es nicht," schluchzte die Greisin. — "Der junge Herr war nicht grade sehr ordentlich. — Unsere alte Stine klagte stets, daß in seiner Stube allenthalben die Papierfetzen herumslägen. Sie hätte genug zu tun, sie früh morgens in den Kamin zu stecken." —

Pastor Schröder seufzte traurig. —

"Ach, ach, da wird wohl die Adresse meines armen Wilde in Rauch aufgegangen sein! — Wie Leid mir das tut! — Ach, wie Leid mir das tut! — Aber da nichts ohne des Allmächtigen Willen geschieht, will ich mich in Geduld bescheiden und nicht weiter murren. — Vielleicht können wir auch nochmals ordentlich suchen."

Aber alles Suchen half nichts:

Der Brief mit der Adresse des Heidebauern kam nicht mehr zum Vorschein. —

Auch eine Anfrage bei dem Adjunkten, der inzwischen Pfarrer eines benachbarten Dorfes geworden war, hatte keinen Erfolg.

Bekümmert und niedergeschlagen empfing Pastor Schröder diese Nachricht. —

"Ach, mein armer Wilde! — Ach, Gott, warum mußte ich denn grade damals frank werden!" —

"Nein, nein, meine gute Friederike, weine nicht wieder so. Dich trifft keine Schuld." — —

Viebevoll streichelte er die Hände der alten Frau.

„Mit des Herrn Hilfe wird dennoch alles gut werden! Ich weiß jetzt, was ich zu tun habe: Mit nächster Post und Gelegenheit sende ich an den Grafen von Wildenau auf Wildenau in Niederschlesien Anfrage wegen dieser Geschichte. Und bis dahin überlasse ich alles meinem Gotte.“ —

Gesagt, getan!

Als der Ortsschulze etliche Tage später in die Kreisstadt fuhr, nahm er ein umfangreiches Schreiben des Pastors mit.

---

Acht Wochen darauf gab es im Heidedorfe große Aufregung:

Ein vierspänniger Reisewagen rasselte über die holprige Dorfstraße und hielt vor dem Pfarrhause. —

Ein weißbartiger, vornehmer Herr entstieg hastig der Kalesche und schritt eilig dem eben aus der Haustüre tretenden Pastor Schröder entgegen.

„Hochwürden, ich bin, — —“

„Graf Wildenau?“ schrie der Greis halb fragend, halb jauchzend. — „Gott, Gott, ist es möglich! Nicht wahr, Sie sind der Vater meines armen Freundes? Niemals sah ich größere Aehnlichkeit! Unser Heidebauer, Heinrich Wilde, war Ihr verjüngtes Ebenbild!“

„War?“ rief der Fremde erschüttert. — „So lebt er nicht mehr, mein Junge, mein Einziger!“ —

„Gott weiß es!“ — sagte der Geistliche leise und traurig. „Mir sind seine Spuren verloren gegangen. — Aber treten sie gefälligst näher, Herr Graf; ich will Ihnen alles erzählen.“ —

Hastig folgte der also Aufgesorderte seinem Wirte.

Und dann saßen die beiden Männer stundenlang zusammen und fanden kein Ende mit Rede und Gegenrede; und mehr denn einmal fuhr sich der eine oder der andere verstohlen über die feuchtgewordenen Augen.

Als Pastor Schröder alles, was er wußte berichtet hatte, erfuhr auch er seinerseits, was ihm an der Geschichte seines verlorenen Schützlings dunkel geblieben war; denn Heinrich Wilde hatte wohl in dem Tagebuche, das er dem Geistlichen anvertraute, von seiner Schuld und Flucht aus dem Vaterhause erzählt, aber die Beweggründe dazu waren nur flüchtig angedeutet.

„Er wollte den Bruder nicht anklagen,“ sagte der Graf traurig.

„Einen edleren und hochherzigeren Menschen, als meinen Heinrich gab es nicht! —

Ach, was setzte ich auf diesen geliebten und hochbegabten Sohn für Hoffnungen! Fromm und rein, an Leib und Seele, wuchs er auf, und zwischen ihm und mir gab es niemals einen Mißklang, bis — — — aber davon später.

Er war mein Erstgeborener, und ein reiches Vätererbe harrte seiner. Die Untergebenen alle, die freien und die hörigen Bauern, liebten ihn von Jugend auf, denn er hatte ein gütiges Herz und eine offne Hand für die Armen und Bedrückten. Kurz, er war geschaffen wie zum Majoratsherren, wie nur irgend Einer.

Dass er ein sehr leidenschaftliches Temperament und ein überfeines Ehrgefühl zeigte, freute mich, denn ich war in meiner Jugend auch so feurig und stürmisch gewesen.

In dem geliebten Knaben sah ich mich selber wieder und fand darum alles gut und schön an ihm. — —

Und leider war keine kluge, liebevolle Mutter da, die die wilden Schößlinge zur rechten Zeit beschnitten hätte! —

Meine sanfte, vortreffliche Frau war bei der Geburt meines dritten Sohnes gestorben.

Heinrich war damals zehn Jahre alt. Er hatte seine fromme, schöne Mutter über alles geliebt, und

er übertrug nun diese Liebe auf den kleinen, zarten Bruder. — —

Niemals sah ich ein rührenderes Verhältnis, als zwischen dem kraustrohenden heranwachsenden Jünglinge und dem schwächlichen Kinde! Auf seinen Armen trug Heinrich seinen Rüdiger in die Sonne; und wenn sich die bleichen Wangen des kranken Knaben röteten, und die matten Augen über all die Frühlingspracht zu glänzen begannen, dann freute sich mein Junge, wie eine Mutter, und gab die schönsten und begehrtesten Vergnügungen dafür hin. Aber ich hatte noch einen Sohn, Heribert hieß er, und er war nur ein Jahr jünger, als Heinrich. —

Er war auch wohlgebildet, begabt und kräftig, und zuerst freute ich mich von ganzem Herzen an ihm.

Doch nur gar zu bald zeigte er einen harten, hinterlistigen Charakter; und Mensch und Tier gingen ihm scheu aus dem Wege. —

Glauben Sie noch an Flüche, Hochwürden? — —

Einst, vor langen Jahren, soll ein durch den zweiten Sohn des Hauses gefränkter Bettler drohend gerufen haben:

Der erste zur Freude! Der zweite zum Leide! —

Und Gott sei es geklagt: So lange ich denken kann, hat der zweitgeborene Sohn unserer Familie nur Unheil über die Seinen gebracht! Mein eigner, einziger Bruder ist mein ärgerster Feind, und er wartet nur auf den Augenblick, wo ich die Augen schließe und er das heißbegehrte Erbe antreten kann.

Ich weiß es auch, daß er meine Jungen gegen einander verhetzte, und dem an und für sich schon neidischen Heribert beibrachte, ich, der Vater, liebe nur Heinrich, und des zweiten Sohnes Wohl sei mir gleichgültig. —

Aber Gott ist mein Zeuge: ich bin immer ein unparteiischer Vater gewesen! Und wenn auch an mei-

nem Heinrich alle Fasern meines Herzens hingen: niemals habe ich dies äußerlich gezeigt. Im Gegenteil. — Ich war gegen den geliebten Sohn viel strenger, wie gegen den Anderen.—

Und dann kam das Unglück! —

Die Küstertochter in unserem Dorfe war ein außergewöhnlich schönes Mädchen. —

Mein Heinrich, jung und leidenschaftlich, wie er war, verliebte sich in sie und begehrte sie von mir zur Ehefrau. —

Es war eine lange und traurige Geschichte! — — Aber was soll ich erst weitschweifig werden, Hochwürden! —

Das Hausgesetz verbot dem Majoratserben jede unehbürtige Heirat; und ich mußte „nein“ sagen. —

Wie leid mir diese Strenge tat, wollte Heinrich nicht glauben. — Er sprach von veralteten Vorurteilen und dergleichen und war wie ein junges Füllen. Und dazu war der Gegenstand dieser glühenden Liebe durchaus unwürdig! —

Ich hatte Beweise, daß die „schwarze Lore“ es längst mit vielen anderen gehalten hatte. Aber ich brachte es nicht über mich, meinem reinen, edlen Jungen mit solcher Nachricht wehe zu tun, sondern schützte anscheinend kalt und berechnend das Hausgesetz vor. —

Heribert, der schon von frühester Jugend an den bevorzugten Bruder glühend beneidet hatte, benutzte diese Gelegenheit, um im Trüben zu fischen, er stellte sich anscheinend auf Heinrichs Seite und bestärkte ihn in seinen verkehrten und verliebten Beschlüssen. —

Denn die Liebe hatte meinen sonst so verständigen Jungen vollkommen blind gemacht; und jede vernünftige Einrede prallte wirkungslos ab. —

Und so kam es zum vollständigen Bruche zwischen dem geliebten Sohne und mir! Heinrich entsagte endgültig dem Majorate und gab der Küsterlore das Ehe-

versprechen! Mir brach fast das Herz; denn ich sah, wie Heribert, der nun der Erbe war, triumphierte.

Mein einziger Trost in dieser schrecklichen Zeit war der zarte, nun zwölfjährige Rüdiger. Wie ein Engel des Friedens, ging das fromme Kind zwischen uns streitenden Männern umher; und niemals werde ich seine angst- und liebevollen Reden und Blicke vergessen! —

Und der Tag kam, an dem Heinrich das Vaterhaus verlassen und mit der erwählten Braut in die Fremde ziehen wollte. —

Nur mühsam verbarg Heribert seine Freude; während rings auf den Gütern hoch und niedrig trauerte und wehklagte. —

Kein einziger meiner Leute war mit dem Wechsel des Majoratserben zufrieden. — —

Voll Zorn und Trauer saß ich in meinem Arbeitszimmer und wollte von der Außenwelt nichts hören und sehen. —

Da weckte mich plötzlich wüstes Geschrei und lautes Weinen aus meinem finsteren Brüten. —

Entsetzt stürzte ich ans Fenster. Ach, was mußten meine Augen erblicken!

Leblos und blutend lag Rüdiger auf dem grünen Rasen, und wie ein Wahnsinniger, mühte sich Heinrich um den Sterbenden.

„Brudermörder“ und „Kain“ nannte er sich, und rang verzweifelt die Hände und schrie um Erbarmen gen Himmel. — —

Schweigend und mit finsterem Gesichte stand Heribert neben der erschütternden Szene. Auch er war verwundet und blutete an der Stirn. Aber es mußte nichts Bedeutendes sein, denn er ging bald davon und überließ die Brüder ihrem Schicksale. —

Wie ich zu meinen beiden, armen Knaben kam, und was ich da tat, weiß ich nicht mehr.

Als ich wieder zur Besinnung gelangte, war Heinrich verschwunden und Rüdiger tot.

Mein alter Leibjäger erzählte mir nachher die Ursache des schrecklichen Ereignisses:

Ganz unverhofft war Heinrich Zeuge einer Aussprache zwischen seiner geliebten Braut und seinem Bruder geworden. In seinem großen Zorn drang er wütend auf den verräterischen Bruder ein und vergaß jede Selbstbeherrschung.

„Ehrloser Schuft, das sollst du mir büßen!“

In seiner Bedrängnis griff Heribert zur Pistole, die er bei sich trug. —

Aber Heinrich war stärker und entriss ihm die Waffe. Beim Ringen entlud sich die Waffe, ein Knall und ein schwacher Schrei folgten.

Rüdiger hatte die streitenden Brüder trennen wollen und war ein Opfer ihres Haders geworden! Zum Tode getroffen, lag er auf dem blumigen Wiesengrunde; und in fürchterlichster Verzweiflung warf sich der unglückliche Bruder über ihn. —

Als das geliebte Kind in seinen Armen gestorben war, floh er wie ein Verdammter von dannen, und ließ Heimat und Vaterhaus für immer im Stiche. —

Ich habe nie wieder etwas von ihm gesehen und gehört, und all mein jahrelanges Suchen und Nach forschen blieb vergeblich.

Ach, und er hätte jeden Tag als freier und schuldloser Mann heimkehren dürfen! — Denn nicht er hatte den Bruder getötet, wie sich gar bald herausstellte. —

Kaum ein Jahr nach seinem Verschwinden, verunglückte einer meiner Unterkörster. — Kurz vor seinem Ende ließ er den Pfarrer und mich rufen und gestand uns:

Nicht Graf Heinrich, sondern er, hätte den tödlichen Schuß abgegeben und zwar mit vollem Wissen und Willen; und das Ziel sei Heribert gewesen.

Dieser, mein zweiter unseliger und gewissenloser Sohn, hatte des armen Jägerburschen Braut in den Tod getrieben. — Von da an sann der verzweifelte Mensch auf Rache an dem Zerstörer seines Glückes.

Grade in dem Augenblicke, als meine Söhne ins Handgemenge gerieten, kam er mit dem geladenen Gewehre durch den Park geschritten. Die Waffe heben und nach dem Verhafteten zielen, war eins.

Dass sich Rüdiger zwischen die Brüder werfen würde, hatte er nicht vermutet, und mit Entsetzen sah er nun das arme, unschuldige Opfer auf dem Rasen liegen. Hastig trat er ins Gebüsch zurück und verließ schaudernd den Ort seiner unseligen Tat. —

Reue empfand er zunächst nicht, sondern nur ein großes Bedauern, dass er Heribert verfehlt hatte. —

Erst als Heinrich als vermeintlicher Täter in Betracht kam, regte sich sein Gewissen; und er war verschiedenemale drauf und drann, mir alles zu gestehen. Aber immer wieder hielt ihn die Furcht vor der Strafe davon zurück. — Nun konnte ihm kein irdisches Gericht mehr was anhaben, und reuevoll und rückhaltlos berichtete er die furchtbare Sünde.

Zur gänzlichen Entlastung Heinrichs gab er auch noch an, dieser hätte Niemanden treffen können, er habe die Waffe viel zu hoch gehalten und gar nicht gezielt. Wahrscheinlich sei das Geschoss in die unweit stehende große Linde gefahren. Eine Vermutung, die sich bei dem sofort angestellten Suchen auch als richtig erwies. —

Ach, da habe ich Gott auf den Knieen gedankt, dass er meinen Erstgeborenen nicht zum Brudermörder werden ließ! —

Leider aber wurde mir der Verlorene dadurch nicht zurückgegeben; und das einst so fröhliche Leben und Treiben in Wildenau war in Stille und Trauer verfehrt.

Allenthalben vermißte ich die geliebten Knaben; und Heribert bot mir keinen Trost und Ersatz. Finster und verschlossen ging er umher und floh meine Nähe, so viel er konnte. — Ich tat alles, um ihn an mich heran zu ziehen, denn er war ja nun mein Einziger, und ich sehnte mich nach Sohnesliebe und Treue. Ich machte ihm auch keine harten Vorwürfe über das große Unrecht, daß er an dem Bruder und an dem armen Jäger begangen hatte, sondern ermahnte ihn nur mit sanften Worten fortan in Gottes Wegen zu wandeln. —

Vergebens! — Ich konnte sein Vertrauen nicht gewinnen; und eines Tages fand ich ihn entseelt auf seinem Bette.

Ob ihm sein Gewissen keine Ruhe gelassen hatte? Gott allein weiß es; und Gott erbarme sich seiner armen Seele!

Wie mir zumute war, als ich mein letztes, irregängenes Kind ins Grabbettete, darüber laßt mich schweigen, Herr Pfarrer." —

Tränenden Auges drückte Pastor Schröder dem armen Vater die Hände.

„Gott tröste Sie, Herr Graf!" —

Lange Zeit saßen nun die beiden Männer wortlos und in trüben Sinnen versunken beieinander. —

Endlich erhob sich Wildenau und sagte bittend:

„Wollt ihr nicht so gut sein, Hochwürden, und mir, so lange es noch Tag ist, die letzten Ruhestätten meiner Enkel zeigen? — —

Und unterwegs erzählte mir doch von ihrer Mutter, denn nach Heinrichs Niederschrift in seinem Tagebüche, muß sie eine fromme und vortreffliche Frau gewesen sein."

„Ja, das war sie auch," entgegnete Schröder aus vollster Überzeugung. „Von Anfang an ist mir ihr stilles, feines Wesen aufgefallen. — Sie tat die gröb-

sten Arbeiten so gut und geschickt, wie jede Bauernmagd; und dennoch hielt ich sie stets für eine Dame. —

Die Niederschrift Ihres Herrn Sohnes bestätigen ja nun ihre edle Abkunft. Aber leider fehlen die beglaubigenden Scheine! Die haben die Fortziehenden jedenfalls mitgenommen, um sich anderwärts ausweisen zu können. Ach, möchte doch der Allmächtige in Gnaden geben, daß wir endlich die Verlorenen finden!" —

Wildenau nickte traurig.

„Ah ja, was gäbe ich darum, wenn ich einen lebenden Sohn meines Heinrich in die Arme schließen dürfte! Und nun laßt uns eilen, Herr Pastor, denn die Abendsonne steht schon über der Heide.“

„Wir haben keinen weiten Weg," entgegnete Schröder sanft und teilnehmend. „Gleich hinter dem Pfarrgarten beginnt der Kirchhof; und gleich vornan, unter der alten Linde, schlummert Bernhard Wilde den letzten Schlaf.“ —

Der Graf fuhr zusammen und seufzte tief auf.

„Bernhard ist mein Vorname; so hat also mein armer Sohn den Vater nicht vergessen!“ —

„Nein, das tat er keinen Augenblick," rief der Geistliche eifrig. „Als ihm damals dieser Knabe geboren wurde und getauft werden sollte, sagte er zu mir:

Dieses mir von dem barmherzigen Gotte zum Troste gesandte Kind soll den Namen tragen, der mir der liebste auf der Welt ist: Bernhard hieß mein so sehr geliebter Vater, und möge dieser Name dem Enkel in Zeit und Ewigkeit zum Segen gereichen. —

Der holde, jugendliche Träger dieses Namens wurde leider, nach Gottes unerforschlichem Ratschluß, nicht alt; aber seinen Eltern ist er trotzdem zum Segen geworden! Sein Heimgang brachte den armen Heidebauer und sein Weib der ewigen Heimat näher, und

lehrte die verzweifelnden Heimatlosen, den Weg zum wahren Vaterhause finden.

Und nun sind wir an Ort und Stelle, Herr Graf.

Da, hier zu Euren Füßen liegt das liebe Kind!"

Erschüttert beugte sich Wildenau über den kleinen wohlgeflegten Hügel.

„Fleisch von meinem Fleisch! Bein von meinem Bein!" murmelte er mit bebenden Lippen und strich liebkosend über das blühende Immergrün.

Dann brach er einen der blaUBLÜHENDEN Zweige und legte ihn in seine Brieftasche. —

„Und nun kommt zu Heribert, Herr Pastor."

Als er das weite düstere Moor sah, in dem sein Enkel vor des verzweifelten Vaters Augen rettungslos versunken war, kniete der hochgeborene Graf wetnend am Rande dieses unheimlichen und unergründlichen Grabes nieder und betete laut:

„Mitten wir im Leben sind  
Mit dem Tod umfangen;  
Wen suchen wir, der Hilfe tu,  
Daß wir Gnad erlangen? —  
Das bist du, Herr, allein! —  
Uns reuet unsre Missetat,  
Die dich, Herr, erzürnet hat!  
Heiliger Herre Gott!  
Heiliger, starker Gott!  
Heiliger, harmherziger Heiland,  
Du ewiger Gott!  
Läß uns nicht versinken  
In des bittern Todes Not!  
Kyrie eleison! — Amen!"

Erschüttert und aufs tiefste ergriffen stand Pastor Schröder neben dem betenden Manne.

„Ja, ja, Herr Graf, Sie haben das Rechte getroffen; und nur unser Herr und Heiland allein kann uns in solcher Not und Betrübnis Trost und Hilfe spenden."

Am andern Tage reiste Graf Wildenau wieder in seine Heimat zurück.

Umsonst hatte er Pastor Schröder gebeten, ihn zu begleiten und immer bei ihm zu bleiben, damit er ihm „allstunds“ von dem geliebten Sohne erzählen könne.

„Nein, Herr Graf, lasst mich hier,“ sagte der Geistliche. „Ich hoffe noch immer auf Nachricht von Heinrich. Und auf Fremde kann man sich nicht verlassen. Unmöglich ist nichts auf der Welt; — und wenn nun der Verlorene, oder Botschaft von ihm käme, — oder gar sein Sohn, der junge Rüdiger, selber erschiene, — und ich wäre nicht mehr im Heidedorfe, und mein Nachfolger wäre so nachlässig, wie damals mein Adjunkt. Nein, nein, ich mag gar nicht daran denken. Ich bleibe hier und warte, bis Gott der Herr selber meinem Wirken und Warten ein Ziel setzt.“

Da drückte Wildenau dankbar die Hand des braven Mannes.

„Ihr habt recht, Hochwürden. Aber gestattet, daß ich übers Jahr wiederkomme.“

„Das wird mir eine große Freude sein, Herr Graf,“ rief Schröder eifrig.

„Nichts auf der Welt könnte mich mehr beglücken, als wenn ich's noch erleben dürfte, daß mein armer Schützling, oder die Seinen, zu ihrem Rechte gelangen.“

---

## 9. Kapitel

---

### Die Witwe und ihre Kinder

Unterdessen lebte Frau Elisabeth mit Maria und Rüdiger in Friede und Ruhe bei den Freunden in Schwiebus.

Die Stadt gehörte nun zu Preußen und hatte volle Glaubensfreiheit. Allsonntäglich war die geräumige, neue Friedrichskirche von Andächtigen überfüllt. All die Nachkommen der frommen und getreuen Märtyrer erschienen voll Dankbarkeit und Freude an der geheiligten Stätte.

Niemals stand ein Platz leer, und die treuen Geistlichen, Herr Gerasch und Herr Knispel, sorgten auf Kanzel und Altar, daß die Gemeinde einmütig im Glauben blieb.

Rüdiger Wilde ging bereits zu Herrn Kantor Gottfried Heinrich in die Schule; und die Mühme Balzern konnte nicht genug staunen, über alles, was ihr „Jungan“ lernen mußte und lernte. Die außergewöhnliche Begabung des Knaben lenkte schließlich die Aufmerksamkeit der Behörde auf sich; und eines Tages erschien Herr Knispel im Witwenheim und erbot sich, Rüdiger in den höheren Wissenschaften zu unterrichten. —

Die Witwe weinte vor Glück und Freude.

„Hochwürden, das lohne Euch Gott! Ach, daß mein guter Heinrich dies nicht erleben durfte!“

Pohlangs und die gute Balzerin strahlten.

Frau Elisabeth und die Kinder waren ihnen ja schon längst ans Herz gewachsen; und es tat ihnen nur leid, daß sie so wenig für sie tun konnten.

Die treuen Freunde waren mittlerweile auch älter geworden und konnten nicht mehr so schaffen, wie einst.

Meister Gottfried hatte den Dienst aufgeben müssen und bezog nur ein geringes Ruhegehalt von der Stadt. — Vermögen besaß er nicht. Da hieß es sich allenthalben einrichten und einschränken.

Zum Glück war das trauliche Haus an der Stadtmauer, mit dem kleinen, lauschigen Garten, sein per-

sönliches Eigentum; und die guten Nachbarn konnten in Frieden beieinander wohnen bleiben.

Jetzt noch mehr, wie sonst, bildeten sie eine Familie, und was der eine besaß, gehörte auch dem andern.

Pohl lang war nun mehr wie siebenzig Jahre alt, und seine Frau und die Balzerin zählten auch schon über sechzig. Da wollte es mit schwerer und anhaltender Arbeit nicht mehr recht gehen. Trotzdem schafften alle drei nach Kräften; und mit ihrem und Elisabeths und Marias Verdienst lebten sie zufrieden und ohne größere Sorgen. —

Der Torwart, der in seiner Jugend das Korbmachen gelernt hatte, holte diese alte Kunst wieder hervor; und seine hübschen Körbe und Matten fanden stets Absatz.

Am Abend saßen alle, wie einst, im geräumigen Wohnzimmer der „Großeltern“ beisammen, und Rüdiger, jetzt ein schöner, schlanker Knabe von zwölf Jahren, las aus irgend einem interessanten Buche vor, das ihm der Herr Pastor geliehen hatte.

Am liebsten waren ihm Kriegs- und Heldengeschichten, und für seinen König, den großen Friedrich, schwärzte er mit der ganzen Begeisterung eines echten, deutschen Jungen.

Schwerin, Ziethen, Seydlitz wurden seine Vorbilder, und der letztere besonders war sein Lieblingsheld. Nicht oft genug konnte er von seinen kühnen Ritten und Taten lesen. Und daß er schon als siebenjähriger Knabe durch die fausenden Flügel einer Windmühle geritten sei, erregte seine höchste Begeisterung und Freude.

„Großvater, Mutter, Muhm' Balzern, wenn ich groß bin, werde ich auch Soldat, ein Reiter, ein Kürassier! — Und für meinen König lasse ich mich totschlagen! Aber wenn ich aus der siegreichen Feldschlacht heil davon komme, dann reite ich stolz, im weißen Koller und

blinkenden Kürasch nach Hause! Und Ihr alle freut Euch, und die Nachbarn staunen! Hei, das wird herrlich sein!

„Ach, wenn es nur erst so weit wäre!“

Und die freundlichen Zuhörer lachten liebevoll über die Zukunftspläne ihres Lieblings und freuten sich über den prächtigen Knaben.

„Wie Gott will, mein Sohn,“ sagte Frau Elisabeth ernst. „Vor der Hand vergiß nur nicht die Lektionen beim Herrn Pastor gründlich zu lernen. Wer im Kleinen treu ist und allezeit nach Gottes Geboten lebt, der findet später auf allen Wegen sein Fortkommen.“

„Da habt Ihr recht, liebste Frau Wilden“ bestätigte sinnend Meister Gottfried. „In der Ausdauer und Treue liegt der Erfolg! Unser Herr und Heiland sagt nicht umsonst von dem getreuen Knechte: Du bist über wenigem getreu gewesen, ich will dich über viel setzen!“

Rüdiger hatte aufmerksam zugehört. Jetzt bückte er sich und küßte die Hand des frommen Greises.

„Ich weiß, was Ihr meint, Herr Großvater, und ich will ganz gewiß fleißig lernen und immer gehorsam sein!“

Liebevoll streichelte der Alte die blühenden Wangen des Knaben.

„So ist es recht, mein Sohn, und Gott, der Herr, segne dein Vorhaben! —

Na, na, Balzern, was ist denn nu wieder mit Euch los! Ihr sitzt ja an Eurem Stickrahmen, wie ein Pfau, der ein Rad schlägt, und die Rede, die Ihr lassen wollt, brennt Euch wohl schon auf der Zunge? Na, man immer sachte und nicht zu dicke tun! Von unserm Jungen bis zum Feldmarschalle ist noch ein weiter Weg!

Aber wenn der Rüdiger zum erstenmale, an unserm Hause vorbereitet, dann könnt Ihr meinswegen vor Freuden Kugelbogen schießen, so lange Ihr wollt.“

Mit einem vernichtenden Blicke sah die gute alte Jungfer den neckenden Gevatter an:

„Su was lebt niche! Hot mer su was schund gehört? Nee, nee, Herr Better, doas is niche recht! Ich hab Enk schund mol gesagt, wu bleibt denn där Respekt där Kinger bei sunen Reden?“ —

Die Freunde alle lachten herzlich; aber Rüdiger sprang auf die Gnechte zu und umschlang sie zärtlich:

„Aergert Euch nicht, Muhm' Balz', Ihr seid doch meine Beste! —

Und wenn ich erst ein großer Herr bin, dann hol' ich euch auf mein Schloß, und Ihr sollt alle Tage herrlich und in Freuden leben.“

Da war die gute Alte schnell versöhnt und blickte triumphierend umher.

„Mei Jungan, ja moi Jungan, doas lässt nischté niche uff seine ale Muhme kummen!“

Und wieder erschallte herzliches Gelächter. Aber die Balzern ließ sich nicht mehr beirren. Stolz und überzeugt saß sie auf ihrem Stuhle.

„Red't, woas der wollt! Ich wiß, wos iche wiß: moi Jungan werd amol doch noch a grußer Härre!“

---

Uebrigens erhielt der Glaube der Balzerin an Rüdigers vornehme Abkunft und Zukunft schon am nächsten Tage neue Nahrung.

Bereits in früher Morgenstunde erschien Frau Elisabeth in größter Aufregung bei Pohlangs.

„Seht doch! Seht doch nur, was ich gefunden habe! —

Als ich vorhin in der Lade framte, wo ich meines Heinrichs Sachen aufbewahrte, um für Rüdiger aus dem noch brauchbaren Zeuge einen Kittel zu nähen, fiel mir der Rock in die Hände, den mein Mann bei unserm Wegzuge aus dem Heidedorfe trug. Ahnungslos nahm ich ihn in die Hand und begann die Nähte

aufzutrennen. Da, mit einemmale, fährt mein Messer am Rocksaume, zwischen Oberstoff und Futter auf etwas Hartes, und da, — da, —“ die Stimme der Erzählerin versagte vor Erregung, — — „da, da fand ich dieses hier!“

Sie reichte dem erschrockenen Torwart einen schweren, goldenen Siegelring und einen vergilbten Zettel.

„Das Papier war um den Ring gewickelt und mit einem Faden festgebunden! Meines Sohnes Erbe und Wappen! steht unter anderem darauf geschrieben.

Ach, lieber Herr Großvater, so haben doch unsere Vermutungen und der guten Mühme Balzern Behauptungen recht!

Seht nur den kostbaren Ring und das schöne Wappen darauf!“

Mit zitternden Händen nahm Pohlang das Kleinod und betrachtete es aufmerksam und ehrfurchtsvoll.

„Ja, ja liebste Frau Wilden, das ist ein Fund und Geschenk Gottes!

Dieser Ring wird unserem lieben Jungen dereinst ein unschätzbares Kleinod sein! Auch den Zettel verwahrt vorsichtig, denn vielleicht leben noch irgendwo Leute, die Eures Mannes Handschrift kennen und anerkennen! Und jetzt, wenn es Euch recht ist, gehen wir mit dem Ringe zu Herrn Pastor Knispel.

Der ist ein gar gelehrter Mann und weiß überall Bescheid. Wenn irgend einer, kann der uns über Ring und Wappen Bescheid sagen.“

Gesagt, getan. — —

Selbänder zogen sie zu dem stets hilfsbereiten Geistlichen. —

Aber diesmal wußte er keinen Rat. Bedauernd zuckte er die Achseln.

„Es ist mir herzlich leid, liebe Freunde; aber ich bin kein Wappenkenner! — Der Ring ist sehr wertvoll, — in jeder Beziehung, — das sehe ich, — und darum

rate ich Euch, ihn und das Papier aufs sorgfältigste aufzuheben und niemals Fremden anzuvertrauen.

Ist es Gottes Wille, dann kommt früher oder später gewiß die Stunde, die Euch Aufklärung bringt und Eurem lieben Jungen zu seinem Rechte verhilft. Also noch einmal: Zeigt keinem müßigen Neugierigen das Kleinod und sprech auch nicht zu anderen darüber."

Etwas enttäuscht zog Pohlang mit seiner Begleiterin heimwärts. —

Aber Frau Elisabeth war ein viel zu geduldiges Kind Gottes, um sich lange dem Schmerze über diesen Misserfolg hinzugeben.

Am unglücklichsten war die Balzern, die im Geiste schon die sechsspännige Kutsche gesehen hatte, die ihr "Jungan" ins väterliche Schloß heimholte. —

Meister Gottfried unterbrach aber bald ihr Jammer und Klagen und verwarnte sie ernst, über die ganze Angelegenheit viel Worte zu verlieren.

"Man weiß nie, ob es nicht ein Unberufener hört und schlechten Gebrauch davon macht!"

Noch ist Herr Conrad katholischer Probst allhier, und wenn wir auch nun preußisch sind und unter gutem Schutz leben, so kann man doch nie wissen, mit was für Ränken und Schlichen der Feind umgeht. Je weniger Frau Elisabeth und ihre Sache in der Leute Mäuler kommt, desto besser ist es. Wer vergessen ist, erregt Niemandes Aufmerksamkeit und Nachstellung."

Die Balzerin verstummte erschrocken.

"Ja, ja, Herr Vetter, Er hat recht! Aber iche bin schund stille un red' keen Ton mehr." —

Mit Rüdiger sprach man über die ganze Geschichte überhaupt nicht.

Maria dagegen wußte alles, denn sie zählte ja schon längst zu den Erwachsenen und war die beste Freundin und Beraterin ihrer fränklichen Mutter.

Zu aller Betrübnis ließ nämlich Frau Elisabeths Gesundheit viel zu wünschen übrig. Ein schmerzhafter Rheumatismus fesselte sie oft wochenlang ans Bett und machte sie zu jeglicher Arbeit unfähig.

Auf Marias Schultern lag dann die ganze Sorge ums tägliche Brot, denn die Freunde hatten ja selber kaum genug zu leben. —

Aber der wackeren Tochter wurde keine Arbeit zu viel. Sie pflegte mit hingebender Liebe die Mutter und sticke Tag und Nacht, um den Ausfall an Verdienst zu ersetzen. So viel als möglich, halfen ihr die treuen Nachbarn in der Pflege, und auch Rüdiger war unermüdlich in allerlei Handreichungen und für ihn passenden Arbeiten.

Niemand hätte dem sonst so ungestümen Wildfang so viel Geduld zugetraut, als er jetzt entwickelte.

Ganze Nachmittage saß er am Krankenbette und las der geliebten Mutter vor, damit die Schwester etwas ruhen oder ungestört arbeiten konnte.

Aber er wollte noch mehr tun und auch etwas verdienen, denn er sah gar wohl, wie sauer es Maria wurde, für alle drei genügend Brot zu schaffen und Arzt und Apotheker zu bezahlen.

Dazu wuchs der Knabe jetzt mächtig, hatte immer Hunger und wurde eigentlich nie satt.

Da ließ er sich denn von Großvater Pohlang das Strohmattenflechten zeigen. Welche Wonne, als er die ersten selbstverdienten Groschen in der ersfreuten Schwester Hand legen konnte!

Zärtlich streichelte das Mädchen den geliebten Vokkenkopf:

„Brüderchen, Liebling, das hast du gut gemacht! Wie wird die Mutter sich freuen! Für diese deine Groschen hole ich ihr gleich ein paar frische Eier von der Frau Wandrey nebenan. Sie hat die schönsten in

der ganzen Stadt, und ihre Hühner legen schon täglich.“

Rüdiger strahlte; und als die Mutter ihn nachher mit dankerfülltem Blicke an ihr Herz zog, da hätte er mit keinem Könige tauschen mögen! —

In der gesamten Nachbarschaft genoß „die Fremde“, wie Frau Wilde noch immer genannt wurde, die größte Achtung. Auch ihre Kinder waren allgemein beliebt; und besonders die sanfte, stets gefällige Maria hätte manche wohlhabende und wohlangehene Bürgerfrau mit Freuden als Schwiegertochter begrüßt.

Dass sie so wenig hübsch war, sah man kaum noch: Ihre wunderschönen, treuen Augen, die Spiegel ihrer frommen, reinen Seele, hatten es allen angetan.

Auch der junge Tuchkaufmann, Herr Christof Balke, ein Bürgersohn aus alter, guter Familie, fand schon lange großes Wohlgefallen an der „ehr- und tugendsamen Jungfer“ Brodersen.

Eines Tages erschien er bei der Witwe und bat in geziemenden Worten um Marias Hand.

Frau Elisabeth war aufs höchste überrascht und erfreut.

Was für ein Glück für ihr liebes, treues Kind!

An sich und daß sie, die frroke, arbeitsunfähige Frau mit dem unmündigen Sohne dann allein und verlassen zurück blieb, daran dachte sie nicht. —

Ihr Mutterherz freute sich nur, daß ihrer frommen Tochter solche schöne Heimat geboten wurde, und voll Dank und Rührung gab sie ihr Jawort. —

Dann wurde Maria gerufen.

Als sie den jungen Mann erblickte, flog ein heißes Erröten über ihr stilles Gesicht.

Ach, sie hatte schon längst geahnt, wie es um Christof Balckes Herz stand, und ihr selber war der tüchtige und stattliche Jüngling auch nicht gleichgültig! —

Wie manchmal hatte sie sich auf dem Gedanken erapppt, wie herrlich es doch sein müßte, wenn sie die Hausfrau des geliebten Mannes werden dürfte.

Und noch vor einem Jahre wäre dazu wohl einige Möglichkeit vorhanden gewesen. Da war die Mutter noch gesund und arbeitsfähig. Heut lag die Sache ganz anders. Erst vorhin hatte ihr der Doktor bedauernd erklärt, daß die Kranke nach menschlichem Ermessen, wahrscheinlich für die übrige Zeit ihres Lebens ans Bett, oder den Lehnsstuhl, gefesselt sein würde. Und da sollte die Tochter an bräutliches Glück denken und die schon so schwer Geprüfte verlassen?

Nimmermehr! —

Keinen Augenblick schwankte Maria; — und noch ehe der Freier ein Wort sagen konnte, war ihr unumstößlicher Beschlüß gefaßt. —

Des sterbenden Vaters angstvolle Bitte:

„Verlaß die Mutter und den Bruder nicht!“ klang wieder in ihren Ohren, und leise, aber fest, sprach sie zu dem enttäuschten Manne:

„Habt Dank, Herr Balcke, aber es kann nicht sein! Ich darf die Mutter und den jungen Bruder nicht verlassen! Dieses feste Versprechen habe ich einst dem geliebten, scheidenden Vater gegeben; und ich darf um meines Glückes willen nicht meineidig werden! Bürnet mir nicht und habt nochmals tausend Dank für Eure Liebe.“ —

Und dabei blieb sie.

Herr Balcke versuchte zwar noch verschiedenemale, das teure Mädchen umzustimmen, und er sagte schließlich sogar: für die „Frau Mutter“ fände sich an seinem Herde wohl noch ein Plätzchen, und Rüdiger könne ja nach vollendetem vierzehnten Jahre als Lehrling bei ihm eintreten.

Aber Maria ließ sich nicht beirren.

Mit traurigem Lächeln schüttelte sie den Kopf.

„Es ist unmöglich, Herr Balcke! Ach, bitte, macht mir mein Herz doch nicht noch schwerer! Seht, Ihr habt selber für einen alten, blinden Vater und zwei Schwestern zu sorgen. Da müßt Ihr eine Frau haben, die Euch die materiellen Sorgen erleichtern hilft und nicht eine, die wie ich, noch eine doppelte Last dazu bringt. Ich besitze nichts zur Morgengabe, als eine kranke Mutter und einen unmündigen Bruder. Dazu braucht die arme Leidende volle, ungeteilte Liebe und Pflege; und mein wilder Rüdiger täte auch nimmer hinter dem Spulrade gut.“ —

Da nahm Herr Balcke betrübt die Hand des verehrten Mädchens.

„Ach, wie unglücklich macht Ihr mich doch, Jungfer Maria! Aber Ihr mögt recht haben, und ich will Euch nicht zürnen. Gott segne Euch und lasse Euch den Lohn für Eure Kindestreue finden!“ —

Tränenden Auges sah Maria dem wackeren Manne nach. Das Herz war ihr zum Brechen schwer, aber trotzdem bereute sie keinen Augenblick ihren Entschluß.

Noch eine Weile stand sie im dunklen Treppenflure und trocknete die nassen Augen; denn die geliebte Mutter sollte nichts von ihrer Bewegung und ihrem Schmerze sehen. —

Pohlangs und die Balzerin mußten dem tapferen Mädchen vollkommen recht geben. Aber durch verdoppelte Liebe drückten sie nun ihre Anerkennung aus und suchten sie auf jede Weise zu erfreuen und zu trösten.

Rüdiger nahm die Sache leichter; und sein kindlicher Egoismus fand den Verlauf der Geschichte ganz in Ordnung.

Stürmisch umschlang er der Schwester Hals.

„Wie froh bin ich, alte Miez, daß du bei uns bleibst! In Herr Balckes altem Hause hätte es Dir

und uns ganz sicher nicht auf die Dauer gefallen. Seine Schwestern sind auch gar nicht nett. Als ich mal mit der Mühme Balzern bei ihnen war, sagte die eine von ihnen mit so 'ner dünnen, bösen Stimme:

„Putz dir ordentlich die Schuhe ab, Junge, und untersteh' dich nicht, irgend etwas in der Stube anzufassen. Ich war heilfroh, Miez, als ich mit der Mühme wieder auf der Gasse stand; und keine zehn Pferde hätten mich noch einmal zu den Jungfern gebracht. Hu, wenn ich da hätte hinter dem Spulrade sitzen müssen! Da ist es doch hier bei uns, bei den guten Großeltern und der lieben Mühme tausendmal schöner und besser! Gelt, alte Miez, du bist auch zufrieden, daß du nicht fortmußt?“ —

Unter Tränen lächelnd, drückte Maria den Wildfang an sich.

„Ja, Brüderchen, ich bin zufrieden, und will's Gott, verlasse ich euch nicht.“ —

„Na, dann ist alles gut! — Und warte nur: wenn ich erst groß bin, dann sorge ich für Mutter und dich, und ihr dürft euch keinen Finger mehr naß machen! Pasß auf, Maria, ich werde doch noch ein ansehnlicher Herr, und kann euch allen ein geruhiges Leben bereiten.“

„Wie Gott will, Rüdiger,“ sagte die Schwester ernst. „Sieh nur, daß du allezeit deine Pflicht tust und in Gottes Wegen wandelst, so wird es dir hier und dort nicht fehlen!“ —

---

Eitliche Tage später kam der Knabe in größter Aufregung aus der Schule zurück.

„Denkt euch nur, liebste Mutter und Herr Großvater, morgen kommt der Kurfürst von Sachsen und König von Polen, Se. Majestät August III, nebst Gemahlin und einem großen Gefolge nach Schwiebus. — Sie reisen von Dresden nach Warschau und nehmen

hier im Landhause einen kurzen Aufenthalt. Das gibt ein herrliches Schauspiel! Ach, beste Frau Mutter, laßt mich auch zuschauen gehen! Alle Jungen aus meiner Klasse laufen hin. Ach, die schönen Reiter und Pferde! Das muß ich sehen! Bitte, bitte, lieber Herr Großvater, nicht wahr, ihr habt nichts dagegen?" —

Der alte Torwart sah lächelnd auf den erregten Jungen.

"Na, na, man immer sachte, mein Sohn. Und man nicht gleich hitzig! Der König von Polen kommt auch ohne dich nach Warschau! Aber wir wollen sehen!"

Jetzt lächelte der Greis schalkhaft, und Rüdiger wußte, woran er war. —

"Liebster, bester Herr Großvater!" —

Frau Elisabeth aber sah ängstlich auf den alten Freund. —

"Meint ihr wirklich, Herr Gevatter? — Aber er kann doch nicht allein gehen! Ich hätte ja keine ruhige Stunde mehr! — Wie oft ist bei solcher Gelegenheit solch Kind unter die Soldaten gelaufen!" — —

Beruhigend legte Pohlang die Rechte auf der Kranken Hand:

"Seid ohne Sorge, gute Frau Wilden. Ich gehe mit unserem Jungen und bürge mit meinem Leben für ihn." —

Da lächelte die Leidende befriedigt.

"Dann ist es gut! Bei euch, Herr Großvater, ist Rüdiger gut aufgehoben."

---

Am 21. April 1750, in aller Frühe, kam wirklich der polnische König mit einem großen und glänzenden Gefolge durch Schwiebus gezogen.

Die ganze Stadt war in Aufruhr. Wer gesund war, lief nach dem Landhause, um bei dem wichtigen Ereignisse dabei zu sein. —

Rüdiger Wilde hatte die Nacht vorher kaum geschlafen. Alle Augenblicke rief er: „Maria, ist es nun so weit?“ —

Als er endlich in seinem Sonntagskittel mit Meister Pohlang abmarschierte, atmeten die Frauen erleichtert auf.

„So was! nee sowas!“ rief die Balzerin; — — „aber ich sag's ja immer: das vürnehme Blut lässt sich nich unnerdrücken! — Unsre Jungan is nu halt was bessersch. — Un fee Reden un feene Gewalt werd da-daran was ännern!“ —

Unterdessen war der greise Torwart mit seinem Schützlinge auf dem Schauplatze vor dem Landhause, wo alle durchreisenden Herrschaften Quartier nahmen, angelangt.

Fest hielt er Rüdigers Hand in der seinen und wünschte von Herzen, die „ganze Komödie“ sei bald zu Ende! —

Unterdessen fuhren die Staatskarosse und das glänzende, berittene Gefolge vor dem Landhause vor.

Für die liebe Jugend und die müßigen Zuschauer war das ein herrliches Schauspiel.

Meister Pohlang und Rüdiger Wilde hatten einen guten Platz erhalten. Gleich vorn, an der Bordschwelle, standen der Alte und der Knabe, als die Fremden einrückten. —

Dem Torwart lag wenig daran, aber Rüdiger war ganz Auge und Ohr. —

„Seht doch, seht doch die Pracht, Herr Großvater! Die schöne Madame in dem rosaseidenen Kleide! — Und dort der Kavalier! Das ist gewiß ein Prinz! Und der andre da, auf dem Schimmel, in dem weißen Koller, der sieht fast wie ein preußischer Kürassier aus. Herr Pastor Knispel hatte neulich ein coloriertes Kupfer, da war unser großer König mit etlichen seiner Generale drauf, und so, gerade so, wie dort der Herr, sah

der eine von ihnen aus! Ach, die Pracht, die Pracht! Aber das muß ich nachher der lieben Mutter auch ausführlich erzählen! Wie schade, daß sie es nicht selber sehen kann!" — —

Unterdessen hatte der lebhafte, schöne und auffallend vornehm aussehende Knabe die Aufmerksamkeit eines der fremden Kavaliere erregt. —

„Das wäre ein Leibpage für Ihre Majestät! Solch bildhübschen Jungen findet man nicht alle Tage! — Da muß ich doch gleich mal sehen!"

Herrisch winkte er unseren Freunden, näher zu treten. —

Den guten Meister Gottfried in seinem langschößigen, dunkelblauen Sonntagsrocke mit den gelben Knöpfen, schien er für Rüdigers Diener zu halten:

„He Alter, kommt einmal mit dem jungen Herrn zu mir." —

Überrascht und erschrocken, fast wider Willen, gehorchte Pohlang; aber Rüdigers Hand hielt er fest in der seinen, und ließ sie auch nicht los, als der Fremde jetzt seine Rechte auf des Knaben Schulter legte und freundlich lockend sagte:

„Ihr gefällt mir, Junfer. Solch flinke Pagen kann ich brauchen! Wie ist's? Wollt ihr in Sr. Majestät Dienste treten? Vom Leibpagen bis zum Minister oder General ist der Weg für einen aufstrebenden Menschen und anschlägigen Kopf nicht schwer." — —

Einen Augenblick lang sah Rüdiger den Frager verdutzt und verwundert an. Dann begriff er, was sich ihm hier bot: Die Erfüllung aller seiner langgehegten Träume und Zukunftspläne!

Tief, fast hörbar, holte er Atem, während Meister Gottfried erschreckt und angstvoll bald auf ihn, bald auf den Versucher blickte. Was würde das ahnungslose, unschuldige Kind wohl antworten? Und wie konnte er mit seinem Schützlinge dieser Gefahr entrinnen?

„Herr Gott, hilf uns!“ stöhnte er leise. —

Aber da ertönte schon die helle, klangvolle Stimme des Knaben:

„Vielen Dank, mein Herr, aber ich bin preußisch, und ich bin lutherisch.“

Der Fremde lächelte amüsiert. —

Augenscheinlich gefiel ihm der Junge von Minute zu Minute besser. —

„Aber das macht ja nichts, Junker. Schon mancher Mann hat Vaterland und Religion gewechselt und dadurch großen irdischen Gewinn davongetragen.“

„Danach frage ich wenig,“ rief Rüdiger abweisend. „Ich bleibe preußisch und bleibe lutherisch!“

Mit einer stolzen Geste warf er den Kopf in den Nacken und wandte sich um.

„Kommt, Herr Großvater, wir gehen nach Hause.“

Mit einem befreiten Aufatmen und mit glückseligen Blicken folgte der Greis seinem jugendlichen Führer. —

„Mein braver Junge! Gott sei Lob und Dank!“

Aus der Menge der Zuschauer aber erscholl lauter Beifallruf:

„Prächtiger Junge! Auf den kann seine Mutter stolz sein!“ —

„Ist das nicht der Frau Wilden ihrer, die bei Meister Pohl lang wohnt?“

„Ja, ja, das ist eine brave, fromme Frau, — und wenn sie man auch eine Zugezogene ist und keine Alldahlesige, — alle Achtung! — alle Achtung!“

„So 'ne Witfrau könnt' mancher fürnehmen Madame zum Exempel dienen!“

„Aber darum hat sie auch die staatschen Kinder, um die sie ein König beneiden tät!“

Unterdessen zog Meister Gottfried triumphierend mit Rüdiger nach Hause. —

Und kein Großvater konnte auf den erstgeborenen Enkel stolzer sein als der brave Torwart auf den Sohn seiner armen Mieterin! —

„Frau Wilden, liebste Frau Wilden, er hat die Probe bestanden! Er ist echt!“

Und dann folgte eine ausführliche Erzählung der wichtigen Begebenheit.

Frau Elisabeth und Maria sagten garnichts. — Aber sie dankten Gott und preßten den geliebten Kna-  
ben an ihr Herz.

---

## 10. Kapitel.

---

### Rüdiger!

Je mehr Rüdiger heranwuchs, desto mehr trat seine angeborene, ritterliche Veranlagung zu Tage. —

Das edle Blut ließ sich nicht verleugnen! —

Wildes Rüdiger war der Schützer aller Schwachen und Bedrängten. —

Die arme Beerenhanne, ein schwachsinniges Waisenkind, das im Sommer alle eßbaren Früchte im Walde sammelte und zum Verkauf trug, wurde nun endlich ihres Lebens froh. —

Die boshaftesten Burschen, die das bedauernswerte Mädchen durch Spott, Schabernack und noch schlechtere Streiche fast zur Verzweiflung brachten, hatten von dem empörten Rüdiger einen derartigen Denkzettel empfangen, daß sie der Hanne und ihrem Beschützer fortan scheu aus dem Wege gingen.

Auch die alte, verwachsene Fischerjule aus dem benachbarten Wilkau, fürchtete sich nun nicht mehr mit ihrer zappelnden, lebenden Ware auf den Schwiebuscher Markt zu kommen.

Wildes Rüdiger stand schon Wache, daß ihr die unnützen Buben, nicht wie sonst, die Tonne mit den

Blößen, Barben, Weißfischen und Maränen umkölterten und dann lachend davon liefen. — —

„Du guttes Jungan, du wercht noch amol Glicke han ins Läben,“ rief die dankbare Alte; und dann kam sie ins Vorwärterhaus und brachte der Jungfer Balzern eine Schüssel Brathchete:

„Frau Mühmchen, die brat't ock glei fer des liebe Jungan. — Die wer'n em schmacken! — Ich ha' se extra ussgehoben.“

Die Balzerin strahlte.

„Ha' ich'e 's niche immer gesagt? Su a Jungan, wie unse Jungan, gibt's sonst niche! — Und Sie werds och noch erläben, Jule: Er werd a grußer Härre! Där hot halt fürnehmes Blut ei sich, un dös kunn sich'e niche verleigne.“ —

Fischerjule nickte eifrig und verständnisinnig.

„Su wos hob' ich'e mer schund längestens geducht! Dös is a ganz Feiner un Aparter! — Wenn där bale mal a Grafe würde, dunn tät's mich'e ock kee bissan wunnern!“

„Nu, unse Herrgott geb's, daß wir's balde derläben, Frau Mühmchen“; — nickte die gute alte Jungfer, und machte sich alsbald mit Ernst und Eifer an die Zubereitung der schmacchafsten Fische.

„Dös werd dämt lieben Jungan schmacken! Dös werd em schmacken!“ — —

Ja, Rüdiger schmeckte es prächtig! — So gut war es ihm lange nicht geworden! Für gewöhnlich kamen solche Leckerbissen nicht in die Küche der Witwe; und weder die Mutter noch Großvater Pohl lang litten es, daß er, wie andre Kameraden, an den Rohrbach oder die Schwemme angeln ging. —

„Fischefangen und Vogelstellen

Verdarben schon manch' Junggesellen,“ sagte der Greis ernst und untersagte dem Liebling ein für allemal diesen geschäftigen Müßiggang. —

Rüdiger war übrigens nicht allzusehr auf dies zweifelhafte Vergnügen verpicht. —

Sein feuriges Temperament eignete sich wenig dazu, stundenlang, regungslos im Sonnenbrande zu sitzen und auf das Zuppen eines Fisches zu warten. —

Dagegen war er mit allen Schülern, Reitern und Förstern von Schwiebus und Umgegend gut Freund; und mit zwölf Jahren ritt er das wildeste Pferd ohne Sattel und Baumzeug in die Schwemme. —

Herr Christian Friedrich von Hohendorff, der Landrat des Schwiebuser Kreises, interessierte sich außerordentlich für den schönen, hochbegabten Knaben, und hatte Frau Elisabeth schon allerlei Versprechungen für seine Zukunft gegeben. —

Wie ein Kind des Hauses ging Rüdiger in Schloß und Landhaus aus und ein. —

Die Dienerschaft nannte ihn Junker; und keiner neidete ihm die bevorzugte Stellung, weil er allezeit zu allen fröhlich, freundlich und hilfsbereit war. —

Da starb, zu aller Trauer, Herr von Hohendorff.

Mit dem Tode dieses vornehmen Gönners waren Rüdiger Wildes Zukunftsträume vorläufig zu Ende.

Pastor Knispel und die andern Freunde besaßen leider nicht die Macht, dem armen Jungen zur Erfüllung seiner Wünsche und Entfaltung seiner Eigenart zu verhelfen. —

Alle sahen ein, daß er sich weder für ein Handwerk, noch für das Kaufmannsgewerbe eignete. —

Und für den gemeinen Soldatenstand war der feine, begabte Knabe doch wahrlich zu schade! — —

Pastor Knispel hatte den, ihm sehr lieben Knaben mit großer Freude und Sorgfalt unterrichtet, und Rüdiger besaß ein für jene Zeit außergewöhnliches Wissen. —

Aber was half ihm das? Seine arme Mutter und die guten Freunde hatten leider nicht die Mittel, ihm das Studium zu ermöglichen.

Und außerdem gingen die Wünsche des werdenden Jünglings auch nach ganz anderer Seite: Soldat! Ach, nur Soldat unter des großen Königs Fahnen! war all sein Sinnen und Begehr. — — —

Anno 1753 kam auch eine Werbetruppe Friedrich II. durch Schwiebus. —

Aber die alten Freunde waren auf der Hut und Rüdiger war verständig genug, ihren Bitten und Mahnungen Gehör zu geben. —

„Liebste Frau Mutter, lieber Herr Großvater, habt keine Angst, unter dieser rohen Soldateska suche ich mein Glück nicht!“

Vor Freude weinend drückte Frau Elisabeth den Sohn an ihr Herz. —

„Lieberling, Gott segne dich! — Ach, daß dein teurer Vater dich nicht mehr so sehen kann! Du warst sein Glück und seine Freude; und sein letzter Gedanke galt dir und deinem Wohlergehen! Ach, wenn wir doch nun endlich den Weg fänden, auf dem du dein Fortkommen hättest!“ — — — — —

Rüdiger lernte unterdessen fleißig weiter und die beiden Geistlichen hatten ihre Freude an ihm. In den Freistunden flocht er mit Großvater Pohlang um die Wette Körbe und Matten und trug vorläufig auf diese Weise zum Unterhalte der Familie bei.

Frau Elisabeth kränkelte immer noch und konnte fast nichts mehr arbeiten. Da kam jeder Pfennig zu rechtfertigen und wurde mit Danksgabe verbraucht.

Inzwischen hatte der Knabe das 15. Lebensjahr vollendet, und es war nun an der Zeit, daß man ernstlich an einen Beruf für ihn dachte. —

Da er die nötigen Kenntnisse besaß und eine vorzügliche Handschrift hatte, meinte Pastor Knispel, es

sei, bis auf weiteres das Beste, wenn er bei dem Magistrat als Schreiber einträte.

Für eine Stelle wolle er bei dem Kämmerer schon sorgen. —

Und so geschah es denn auch:

Drei Wochen später stand Rüdiger Wilde am Stehpulte der städtischen Kämmerei und kopierte Rechnungen. — Und zum Verwundern aller Freunde und Bekannten, schickte sich der feurige, lebhafte Junge überraschend gut in den eintönigen, mechanischen Dienst.

Die Vorgesetzten waren seines Lobes voll und prophezeiten ihm eine angenehme, gesicherte Lebensstellung und Zukunft. —

Rüdiger hörte garnicht darauf hin. Seiner Mutter zulieb war er Schreiberlehrling geworden; und die ihm angeborene Gewissenhaftigkeit und Treue geboten ihm, dies seiner ganzen Natur und Veranlagung so zuwidrige Amt aufs Beste zu versehen. —

Schon im voraus freute er sich darauf, das geringe Gehalt in Marias Hände zu legen. Jedwedes kleiliche Klagen und Bedauern war ihm fremd. Hier mußte er jetzt aushalten und arbeiten; und er arbeitete und hielt aus und unterdrückte jeden Wunsch auf Änderung und Erfüllung seiner Hoffnungen. —

Wenn er abends nach Hause kam, mußte ihm die Mutter vom Vater erzählen, wie der, als armeliger Heidebauer, von Sonnenaufgang bis Untergang geduldig und klaglos Torf gegraben hatte, wo er doch ganz gewiß zu Höherem geboren und auferzogen worden sei. —

„Ach, daß er nicht mehr lebt, unser lieber Vater!“ seufzte dann die Witwe und Maria nickte tränenden Auges. —

„Ach, daß du ihn gekannt hättest, wie ich, Bruderherz! Einen frömmeren, edleren und besseren Mann gab es auf der Welt nicht mehr!“ —

Mit glühenden Wangen und leuchtenden Augen hörte Rüdiger dieses Lob des toten Vaters singen; und schon längst kannte er keinen größeren Wunsch, als dem Verlorenen in jeder Beziehung ähnlich zu werden. —

Nichts machte ihn glücklicher, als wenn die Mutter oder Maria manchmal staunend riefen:

„Junge, wie sehr gleichst du doch dem seligen Vater. Grade so abweisend warf er den Kopf zurück, wenn ihm irgend eine Sache nicht recht war; und genau dies freundliche Lächeln hatte er, wenn er mit Maria und dir spielte.“ —

Und dann kam es, daß der Junge traurig und sehnend sagte:

„Ach, wenn ich doch bloß meinen lieben Vater gekannt hätte! — Ach, beste Mutter, habt ihr denn gar kein Andenken für mich von dem Heimgegangenen mehr? Ist denn damals alles gestohlen worden?“

Frau Elisabeth antwortete nicht so gleich. Bis dahin hatte sie dem Knaben nichts von dem Funde des Siegelringes erzählt, weil sie in dem so schon nach oben strebenden Sohne nicht eitle und vielleicht vergebliche Hoffnungen erwecken wollte. —

Aber Rüdiger war in der letzten Zeit so verständig geworden und bemühte sich so herzlich, den Seinen in jeder Weise Freude zu machen, daß die Mutter es nicht mehr fertig brachte, ihm den Besitz des wertvollen Kleinodes zu verborgen. —

Auch Meister Pohlang fand es jetzt für richtig, dem Jünglinge alles mitzuteilen, was man selber wußte und ihm auch zugleich den Ring als Eigentum zu überliefern.

„Er ist seinen Jahren weit voraus, liebste Frau Wilden. — Er wird das kostbare Erbstück wohl zu schätzen wissen, und wer weiß, was für Nutzen es ihm bringt, wenn er es immer bei sich trägt! —

Die Gewißheit: Du bist dennoch aus edlem Stamm und dein Adel verpflichtet dich, auch fromm und adlig zu leben, hat schon manchen Wildfang vor jugendlicher Torheit und Schlimmerem bewahrt.“ —

Die Witwe nickte sinnend.

„Ihr habt recht, werter Herr Gevatter; noch heut Abend soll Rüdiger alles erfahren.“

---

Als unten in Pohlangs Wohnzimmer die Freunde, wie gewöhnlich, beisammen saßen, nahm oben, im Witwenheime, die Mutter den Sohn zur Seite und sagte ihm alles, was sie selber wußte. —

Sie machte nicht viele und schöne Worte, — denn die große Bewegung drohte sie zu überwältigen, — schlicht und eindringlich sprach sie von dem verstorbenen Vater, den kleinen Brüdern und dem Leben im Heidedorfe. — Auch den treuen und einzigen Freund, den die Heimatlosen damals hatten, den frommen, ehrenwürdigen Pastor Schröder, vergaß sie nicht zu erwähnen. —

Große Tränen standen in Rüdigers Augen; und totenblaß vor Erregung neigte er sich über die Hand der Mutter, als diese ihm den Siegelring und den vom Vater dazu geschriebenen Zettel einhändigte. —

Liebevoll und ehrfürchtig küßte er das Kleinod:

„Frau Mutter, das ist von nun an mein Talisman; und will's Gott, kommen wir endlich dennoch in die rechte irdische Heimat! —

So wahr mir der Herr helfe: ich will immer in Gottes Wegen wandeln und ein echter, rechter Sohn meines seligen Vaters sein!“

Freudeweinend drückte Frau Elisabeth das geliebte Kind an ihr Herz.

„Rüdiger, mein Sohn, mein Liebling! der treue Gott segne dich für und für!“

---

Von nun an kannte Rüdiger keinen größeren Wunsch, als in die Heimat seiner Kindheit zu reisen und Pastor Schröder ausführlich nach allem zu fragen. —

„Wer weiß denn, ob der vortreffliche Mann überhaupt noch lebt.“ sagte Frau Elisabeth zweifelnd.

„Er war schon als wir wegzogen, ein alter Mann; und damals, nach deines Vaters Tode, kam doch, auf unsere Anfrage wegen der Papiere, der traurige Bescheid, er läge im Sterben, und niemand wußte etwas von den verlegten Dokumenten.“ —

„Das kann alles Irrtum und Verwechslung sein“, entgegnete der Knabe lebhaft. „Wie oft, wie oft ist Derartiges geschehen! Um nichts und wieder nichts gab mein kluger Vater diese wichtigen Papiere nicht in fremde Hände! — Und der, dem er sie anvertraute, mußte ein durchaus zuverlässiger und treuer Mann sein.“ —

„Das war Pastor Schröder! Das war er sicherlich,“ rief Frau Elisabeth überzeugt. —

„Keiner, keiner war treuer, als dieser fromme und vortreffliche Mann! Aber er war ein Mensch, und er war sterblich, — und vor allem: er war ein alter Mann! Nach meiner Berechnung müßte er jetzt achtzig Jahre zählen. Und wer, mein Sohn, erreicht dieses Alter!“ —

Aber Rüdiger, jung und hoffnungsfroh, wie er war, ließ sich nicht beirren.

„Ach, liebste Frau Mutter, das ist doch kein Grund! Großvater Pohlang wird nächstens auch fünfundsechzig Jahre, und er ist rüstig und geistig frisch, wie ein Junger. Und erst neulich hat er mir erzählt: sein Vater und seine Mutter seien beide weit über neunzig gekommen.“ —

Wider Willen mußte Frau Elisabeth lachen.

„Gott segne deine Jugend und deinen Glauben, mein Junge! Und Gott gebe es, daß du deinen Vor-

satz ausführen kannst. Auch ich wünschte von Herzen, Pastor Schröder lebte noch, denn dann wäre wenigstens Hoffnung vorhanden, daß du noch einmal zu deinem Rechte kommen könnest.“ —

„Nun, so müßten wir doch eigentlich mal an ihn schreiben und um Auskunft bitten, liebste Frau Mutter,“ rief der Knabe lebhaft. —

„Das ist damals, nach deines Vaters Tode, ja bereits geschehen, mein Kind. — Und du weißt ja, daß wir die traurige Nachricht erhielten, der gute Pfarrer läge im Sterben und sein Vertreter könne nirgends die von uns gewünschten Papiere finden.“ —

„Aber so lange jemand noch nicht ganz tot ist, besteht doch noch immer die Möglichkeit, daß er trotz allem wieder auf die Beine kommt. Liebste, beste Frau Mutter, darf ich selber nicht nochmals schreiben? Wir haben jetzt, durch unsern großen König, viel bessere Postverbindungen, als dazumal, wie der liebe Herr Vater starb.“ —

Frau Elisabeth lächelte traurig.

„Es wird nicht viel nützen, mein Sohn, Aber schreibe nur immerhin; und Gott, der Herr, gebe seinen Segen zu deinem Werke!“

Und Rüdiger schrieb ausführlich und übergab hoffnungsvoll den wichtigen Brief der königl. Post.

---

Wochen vergingen in Furcht und Erwartung. —

Und aus den Wochen wurden Monate und es kam keinerlei Nachricht. —

Da gaben die Enttäuschten alle Hoffnung auf, und die Witwe sagte betrübt:

„Es ist wieder nichts, mein Sohn. — Du siehst nun, der Allmächtige will vorläufig noch nichts von unseren Ansprüchen wissen. Seine Stunde ist noch nicht gekommen! Also bescheide dich in Geduld und erfülle deine gegenwärtigen Pflichten treulich weiter.“

Mit einem schweren Seufzer küßte Rüdiger der Mutter Hand. —

„Das will ich ganz ordentlich tun, aber — “ er wischte sich verstohlen die nassen Augen.

— — — — —  
Vierzehn Tage später kam etwas ganz Unerwartetes. —

Pastor Knispel erhielt Besuch von einem Universitätsfreunde, einem gewesenen Theologen, der aus Begeisterung für König Friedrich im ersten schlesischen Kriege unter die Soldaten gegangen war und es nun bis zum Rittmeister gebracht hatte.

Der wackere Haudegen schwärzte für seinen Beruf und für den großen König; und der Geistliche, der ihm erst lächelnd zugehört hatte, wurde mit einem male ganz nachdenklich. —

Der da vor ihm saß, war jahrelang sein treuester Studienkamerad gewesen, und er kannte ihn als einen aufrichtigen, tüchtigen und von Herzen frommen Menschen, dem man ganz unbedenklich eine junge Seele anvertrauen konnte. Bei dem wäre Rüdiger Wilde wohl aufgehoben! —

Und so sagte er denn plötzlich:

„Bruderherz, dich schickt mir Gott, der Herr, selber in den Weg! Kannst du nicht unter deinen Reitern einen lieben Jungen brauchen, der wie geschaffen zum Soldaten ist und keinen größeren Wunsch kennt, als unter des großen Friedrichs Fahnen zu dienen?“

Und dann erzählte er dem aufmerksam lauschenden Freunde ausführlich Rüdigers Geschichte. —

Der Rittmeister war sofort Feuer und Flamme.

„Zeige mir den Bengel. — Und wenn er einigermaßen tauglich ist, nehme ich ihn mit. — So begeisterte Menschen können wir brauchen! Denn unter uns gesagt: über kurz oder lang gibts wieder Krieg! Ma-

ria Theresia kann den Verlust von Schlesien nicht verschmerzen.“ —

„Das wäre!“ rief der Pastor bestürzt.

„Davor bewahre uns der Herr in Gnaden!“

„Nun, nun habe nur nicht schon vorher Angst,“ lachte der Soldat. — „Noch ist Frieden, und heut und morgen können wir in Ruhe leben. Laß lieber den Jungen rufen. Du weißt, ich habe nicht viel Zeit. Wenn ich ihn für tauglich halte, nehme ich ihn übermorgen gleich mit.“ —

„O, daß er dir gefallen wird, darüber bin ich keinen Augenblick im Zweifel,“ sagte Knispel überzeugt. — „Aber gleich übermorgen mitnehmen, das ist freilich ein bischen schnell. Da finden die Angehörigen ja kaum Zeit, seine Sachen herzurichten und —“

„Zum Abschiednehmen, nicht wahr?“ lachte der Rittmeister.

„Ah was, frische Fische, gute Fische! — Der Junge braucht keine Ausstattung. Ich stecke ihn sofort in des Königs Rock und sorge für alles. Habe keine Bange, alter Freund, ich werde in allen Stücken ein wachsames Auge auf ihn haben, denn du weißt ja, auf was für einem Grunde ich stehe.“

Da drückte der Geistliche die Hand des Kriegers:

„So sei es denn in Gottes Namen und habe Dank für alles, was du an meinem Schützlinge tun wirst.“

---

Wer schildert die Überraschung, als die unerwartete Botschaft im Torwärterhause eintraf! Trauer und Freude wechselten miteinander. Selbst Rüdiger wurde einen Augenblick blaß, als er die Erfüllung seines Lieblingswunsches erfuhr.

Bald jedoch brach der Jubel durch.

„Mutter, liebste Frau Mutter, nun kommt das Glück! Denkt doch nur: Zu Herrn Seydlitzens Kürrassieren soll ich gar!“

Freudestrahlend fiel er Frau Elisabeth um den Hals, und dann kam Maria und die Anderen an die Reihe. —

„Aber nein, nein, ihr müßt nicht weinen; ich habe es mir ja schon so lange gewünscht! Und — und nun finde ich gewiß auch meines Vaters Heimat, denn ein Soldat kommt doch in aller Welt herum. Nachher aber hole ich euch alle nach Hause, und es wird ein herrliches Leben!“ —

„Na, ich denke, vorläufig kannst du uns noch nicht brauchen,“ unterbrach ihn halb lachend, halb gerührt, Großvater Pohlang. „Zuerst mußt du dich doch dem Herrn Rittmeister vorstellen; und wer weiß, ob er dich brauchen kann! Du bist ihm vielleicht noch zu jung oder zu schwächlich.“ —

Ganz erschrocken fuhr der Jüngling herum.

„Aber nein, nein, Herr Großvater. Ich bin doch schon sechzehn Jahre, und so groß und stark wie nur irgend einer!“ —

„Nun, nun, ich scherzte auch nur. — Und jetzt ziehe deine Sonntagskleider an und beeile dich der Aufforderung zu folgen. Die Frau Mutter hilft wohl ein bisschen, damit es schneller geht.“ —

Mit zitternden Händen legte Elisabeth Rock und Kragen bereit.

Ihr war unbeschreiblich weh ums Herz. Ihr Junge, ihr geliebter Junge, nun ging er von ihr! —

Ach, sie war keinen Augenblick im Zweifel, daß er dem Rittmeister gefallen würde! —

Wo gab es wohl einen kräftigeren und braveren Knaben als ihn? —

Freilich, sein Herzenswunsch wurde nun erfüllt, und sie spürte auch, daß dies vom Herrn kam. Da durfte sie nicht mehr an sich selbst denken, sondern mußte sein Wohlergehen und Fortkommen in erste Reihe stellen.

Und als er nun zum Abschiede vor ihr stand, schlank, vornehm und doch so kindlich liebevoll, da überkam sie plötzlich Mutterstolz und Freude.

„Geh mit Gott, mein Sohn. Ich will nicht mehr weinen. — Wie Gott es schickt, so ist es gut.“ — — —

Pastor Knispel hatte es ja im voraus gewußt: Der Rittmeister hatte seine helle Freude an dem schönen Jungen.

„Das ist ein Fahnenjunker, wie er im Buche steht! Der wird gut, Bruderherz; für den danke ich dir! — So seines Material habe ich lange nicht in die Hände bekommen! — Nun freut es mich doppelt, daß ich den Abstecher nach Schwiebus mache! — Dem sieht man die gute Herkunft auf den ersten Blick an. Außerdem erinnert er mich ganz auffallend an jemanden. — Wenn ich nur wüßte, wo ich dies feine Gesicht hintun soll! Na, alles Kopfzerbrechen hilft nichts! Unsereiner kommt ja auch so viel in der Welt herum! — Ich kann die Edelsitze und Dörfer nicht zählen, die mein Fuß im ersten und zweiten schlesischen Krieg betreten hat!“

---

So waren denn die Würfel gefallen: Rüdiger Wilde zog mit Rittmeister von Freiberg!

In den nächsten Stunden herrschte Trauer und Freude in dem kleinen Hause an der Stadtmauer. Ein Feder wollte dem Scheidenden noch eine Liebe erweisen. —

Trotz der guten Vorsäge, weinten die Frauen um die Wette; und auch Meister Gottfried verbarg nur mit Mühe seine Bewegung. —

Rüdiger selber war ganz sonderbar zumute: Jubel und Abschiedsschmerz rangen um die Herrschaft in seiner Seele. Nimmer hätte er geglaubt, daß ihm die Trennung von der Mutter, der Schwester und den treuen Freunden so schwer fallen würde! —

Der Eintritt von Pastor Knispel und Rittmeister von Freiberg machte der allgemeinen Rührung ein Ende. —

Der Geistliche hatte gedacht, daß die Liebe der Angehörigen dem scheidenden Jüngling das Herz allzuschwer machen könne; und so kam er denn mit dem Freunde, um den Knaben schon vor der Zeit abzuholen und nebenbei der bekümmerten Mutter tröstlich zuzureden. —

Fran Elisabeth ahnte zwar nichts von seiner wohlmeinenden Absicht, aber sie war herzlich dankbar für sein und des Fremden Erscheinen:

So lernte sie doch noch den Mann kennen, dem hinsicht ihres Kindes Wohl anvertraut war. Ein Atemzug der Erleichterung hob ihre Brust:

Sie durfte ruhig sein! Der ernste, gut und klug blickende Offizier gefiel ihr sofort. — Bei dem war Rüdiger wohl aufgehoben!

Auch Meister Pohlang nickte befriedigt: Gott sei Dank! Sie brauchten um den Liebling nicht zu sorgen! —

Und dann kam der letzte Augenblick!

Die Frauen weinten, und der armen Mutter brach fast das Herz, als der Sohn abschiednehmend vor ihr kniete und um ihren Segen bat. —

Schluchzend sank sie nachher aufs Lager zurück:

„Ich sehe ihn nie wieder! Ach, ich sehe ihn nie wieder! — Gebt acht, meine Ahnung täuscht mich nicht!“

Umsonst suchte Maria sie zu trösten.

„Liebste, beste Frau Mutter, solche Ahnungen trügen viel öfter, wie man denkt! Ich bin gewiß: mit Gottes Hilfe feiern wir nach etlicher Zeit ein frohes Wiedersehen mit unserem lieben Jungen. Denkt doch mal die Freude, wenn er als schmucker Fahnenjunker in Schwibus einreiten wird. Jetzt fängt Muhm' Balzers Zukunftstraum an in Erfüllung zu gehen!“ —

Die betrühte Mutter lächelte wider Willen. Die Balzerin aber, die bis dahin am meisten geweint hatte, hörte plötzlich damit auf.

„Da hast du recht Marian. Nun kommt das Glücke fer  
ünse gutes Jungan! — Und daderum wollen wir nicht  
längdeer tölsch tun un jammern. Unse Herrgott werd  
schund alles gut machen!“

„Ja, das wird er,“ sagte Meister Gottfried ernst.  
„Und nun laßt uns an unsere Arbeit gehen und nicht  
weiter trauern und klagen. — Was sind wir Menschen  
doch für unberechenbare und undankbare Geschöpfe!  
Erst können wir nicht genug bitten, daß unserm Jun-  
gen sein Herzenswunsch erfüllt wird; und nun es  
endlich so weit ist, sind wir auch nicht zufrieden!“ —

Frau Elisabeth senkte den Kopf:

„Ihr habt recht, Herr Gevatter. Gottes Hand  
wird ihn und uns auch weiterhin führen.“

---

## 11. Kapitel.

---

### Krieg.

Es ist nicht die Aufgabe dieser Erzählung, eine ein-  
gehende und ausführliche Geschichte des siebenjährigen  
Krieges zu liefern. —

Wir beschränken uns darauf, die mit dem Schick-  
sale unseres Helden verbundenen Hauptereignisse zu  
berichten und außerdem wahrheitsgetreu zu erzählen,  
was die arme Stadt Schwiebus in den langen, fürch-  
terlichen Kriegsjahren ausstehen mußte.\*)

---

Als der schwere Abschied von Mutter, Schwester  
und den anderen Lieben endlich etwas überwunden

\* ) Nach der vor trefflichen Chronik des schon mehrfach erwähnten  
Pastors Samuel Gotthilf Knispel von Schwiebus.

war, fand sich Rüdiger überraschend schnell in das neue, ungewohnte Leben. —

An des Rittmeisters Seite ritt er in den lachenden Sommertag hinein.

Im schnellen Ritte ging es durch Städte und Dörfer, durch Wälder und Auen; und das Herz des Jünglings weitete sich, und seine Augen leuchteten vor Hoffnungsfreude. —

Nun lag die Welt offen vor ihm und mit Gottes Hilfe wollte er sich in ihr schon seinen Platz erobern!

Mit Wohlgefallen beobachtete Herr von Freiberg das lebhafte Mienenspiel in dem schönen, offenen Gesichte des Jünglings.

„Nun, mein Junge, so auf des Pferdes Rücken ist dir das Leben doch wohl lieber, als hinterm Stehpulte in dem düsteren Amtszimmer?“ sagte er freundlich.

„Ja, tausendmal ja! Herr Rittmeister,“ jubelte Rüdiger begeistert. —

„So lange ich denken kann, habe ich mir ja nichts Anderes ersehnt, als Soldat zu werden und unter unseres großen Königs Fahnen, von Sieg zu Sieg zu eilen! Soldat und womöglich Kürassier bei Herrn von Seydlitz, das war der Traum meiner Nächte und die Hoffnung meiner Tage! Noch kann ich es kaum fassen, daß jetzt alles, alles in Erfüllung gehen soll! — Und manchmal fürchte ich, jäh zu erwachen und wieder hinter den Akten zu sitzen. — Gott sei ewig Lob und Dank für seine Güte! Und Euch auch, Herr Rittmeister,“ schloß er treuherzig und sah voll Hingebung und Verehrung auf den gerührten Mann.

---

Bon Tag zu Tag gewann der ernste Soldat den prächtigen Jüngling lieber. — Er hielt ihn wie einen Sohn und zog ihn, so viel es anging, in seine Nähe.

Die tüchtigsten und besten Wachtmeister mußten ihn in den militärischen Künsten unterweisen; und zu seiner Freude und Genugtuung war Rüdiger ein überaus gelehriger Schüler.

Es dauerte gar nicht allzu lange, da tat es der junge Rekrut den andern Kameraden gleich und konnte in die Königlich preußische Armee eingestellt werden. Das war für den Rittmeister und seinen Schützling ein gemeinsamer Freudentag! —

Am liebsten hätte Herr von Freiberg auch gleich ein Offizierspatent für den Jüngling besorgt, aber das ging nicht an, da dieser dazu seine adelige Abkunft beweisen mußte. Vermutung und Glaube halfen in diesem Falle nichts. —

Auch der Wappenring war kein vor den Gesetzen gültiges Zeugnis; denn er konnte möglicherweise nur gefundenes Gut sein. —

So blieb dem hoffnungsvollen Soldaten denn nichts weiter übrig, als sich durch eigne Kraft und Tüchtigkeit emporzuarbeiten. An Lust und Mut dazu fehlte es ihm nicht; und sein Vertrauen auf Gott und sein Recht waren unerschütterlich. —

Unverdrossen begann er den Weg zur Höhe mit der treuesten Erfüllung aller dienstlichen Obliegenheiten. — Keine Arbeit war ihm zu schwer, oder zu gering, und die Vorgesetzten hatten ihre helle Freude an dem frischen und fröhlichen Soldaten.

Als er sich vollkommen eingelebt hatte und Weg und Ziel klar vor sich sah, ergriff er die erste Gelegenheit, die sich ihm bot, und sandte einen ausführlichen Bericht über sein Ergehen und Treiben an die geliebte Mutter.

---

Das war eine Freude in dem stillen Witwenheime, als der lange und begeisterte Brief des geliebten Kindes eintraf!

Immer wieder las Frau Elisabeth die vertrauten Schriftzüge; und heiße Dankestränen entströmten ihren Augen. In ihrem Herzen aber sang und klang es:  
„Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist,  
seinen heiligen Namen! —

„Lobe den Herrn meine Seele, und vergiß nicht, was  
er dir Gutes getan hat!“

Glückselig und ebenfalls vor Freude weinend umschlang Maria die geliebte Kranke.

„Ach, liebste Frau Mutter, wie sind wir doch nun  
so froh!“ —

Und dann kamen die treuen Hausgenossen, Pohlangs und Muhr' Balzern, und es gab ein Freuen  
und Erzählen ohne Ende! —

Immer wieder mußte Maria des Bruders Brief  
vorlesen, und das Erstaunen und Verwundern wollte  
nicht aufhören.

Die brave Balzerin war ganz begeistert.

„Unse Jungan! Ne, über unse Jungan! — Hut  
mer fuwas schund derlacht (erlebt)! Nu tut er als  
richtiger Suldote reiten; un 's is mer duch reene, als  
wär'sch irschte gastern (gestern) gewast (gewesen), dos ar  
(er) uf Grusvatters Schoße „Hoppa Reiter“ gemacht  
hut! — Ne, ne, wie vale (schnell) duch de Zeit schwint!  
Nu sicht ar usm richtigen Pfarde. Su was, nee su  
was! — Dos glöb' iche, dös werd' em gefallen!“ —

Die andern lachten, und Meister Gottfried sagte  
neckend:

„Na, Balzerin, nun dauert es nicht mehr lange,  
bis sie Kopfstecken wird! Den Anfang zum großen  
Herrn hat unser Junge ja nun gemacht. — Wie wär's,  
wenn Sie inzwischen immer mit den Übungen be-  
ginnen tät? — Kugelbogenschießen ist gar nicht so  
leicht; und sie ist mit den Jahren doch gewiß aus der  
Übung gekommen.“

Aber die gute alte Jungfer war heut viel zu glücklich und ließ sich nicht ärgern.

„Gieht ock, Gevatter, un redt niche sun tälsches (närrisch) Zeug. — Ihe (jetzt) brengt Ihr mich nich zum Wieten (zur Wut). Daderfor bin ihe allstunds viel zu glicklich.“ —

„Na, Jungfer Muhmchen, so ist's recht. — Sie ist eine brave Seele. — Aber Spaß muß sein, sonst wird es unter alten Menschen gar zu langweilig.“ —

Selbstverständlich wurde umgehend ein ausführliches Antwortschreiben an Rüdiger aufgesetzt und mit nächster Gelegenheit abgeschickt.

Die Zeit der Leipziger Messe war gekommen; und die Schwiebuser Tuchkaufleute rüsteten ihre Fracht- und Reisewagen zu der langen und beschwerlichen Fahrt.

Auch der wohlhabende Tuchkaufmann Scherle befand sich unter den Messebesuchern; und da seine Ehegattin eine besondere Gönnerin Marias und ihrer Mutter war, hatten ihn die Frauen, den Brief an Rüdiger mitzunehmen. —

Der freundliche Herr war gern bereit, diesen Dienstleistung auszurichten. Einen Umweg brauchte er nicht zu machen, denn seine Straße führte durch die Garnison, wo der junge Soldat stand. Ja, er versprach sogar, persönlich den Jüngling aufzusuchen und sich selber von seinem Befinden zu überzeugen. —

Da waren die Frauen froh und dankbar und konnten kaum die Zeit erwarten, die den gefälligen Boten wieder heimbringen sollte. —

Endlich, nach Wochen, nahte der so sehnlich herbeigewünschte Tag:

Herr Scherle kam und brachte treffliche Nachricht: Rüdiger ging es in allen Stücken ausgezeichnet! Der Kaufmann hatte ihn gesehen und gesprochen und konnte

garnicht genug erzählen, wie sehr sich der Junge gefreut habe.

„Und der Herr Rittmeister von Freiberg, das ist erst ein Herr! — So einen trifft man nicht alle Tage! Wie ein leibhaftiger Vater ist er zu dem Jungen und hat seine Freude an dessen fröhlichen Gedeihen!

Nun braucht sie keine Angst mehr zu haben, liebste Frau Wilden. Dieser fürnehme und fromme Mann lässt dem lieben Jungen kein Übel geschehen.“ —

Freudeweinend drückte die Witwe des freundlichen Boten Hand. —

„Gott lohn's, werter Herr Scherle!“

„Keine Ursach!“ wehrte der redliche Tuchkaufmann.

„Und wenn ich zur nächsten Messe reise, kann sie mir wieder ein Schreiben mitgeben.“

---

Die gute Nachricht von Rüdiger war für lange Zeit die letzte Freude im Torwärter-Hause.

Schon in den nächsten Tagen tauchten allerlei böse Gerüchte von einem neuen Kriege zwischen Österreich und Preußen auf. —

Die Schwiebuser zitterten. Nur das nicht! — Kriegsglück ist veränderlich; und wenn Schlesien und somit auch die arme Stadt wieder an Österreich fiel, war es wahrscheinlich für immer mit Glaubensfreiheit und -Freude vorüber. —

„Ach, du harmherziger Gott! Nur das nicht! Nur das nicht!“ beteten die bekümmerten Protestanten. —

Aber nach des Allmächtigen unerforschlichem Willen, kam es 1756 wirklich zum Kriege! —

Friedrich II. hatte keine Schuld daran! —

Seit dem Ende des zweiten schlesischen Krieges hegte er im Gegenteil nur den einen Wunsch: „fortan keine Käze mehr angreifen zu müssen, es sei denn zu seiner eignen Verteidigung.“

Aber Maria Theresia konnte den Verlust Schlesiens nicht verschmerzen, und entwarf nun die verderblichsten Pläne, um das gefährliche Preußen mit Hilfe der großen europäischen Mächte zu unterjochen.

Durch den sächsischen Kanzlisten Menzel und den österreichischen Gesandten, Baron Weingarten in Berlin, hatte der König einen Einblick in die geheimen Verhandlungen seiner Gegner erhalten. Außerdem gab ihm sein begeisterter Berehrer, der junge Thronfolger, Peter von Russland, verschiedene Winke. —

Da kam Friedrich allen Räken zuvor und rückte Ende August 1756 in Sachsen ein.

Das sächsische Heer, das bei Pirna ein festes Lager bezogen hatte, wurde von den preußischen Truppen eingeschlossen und die wichtigsten Städte, darunter auch Dresden, besetzt. —

Inzwischen rückte der österreichische Feldmarschall Browne mit 33 000 Mann durch Böhmen zum Entsahe der Sachsen heran.

Am 1. Oktober 1756 kam es bei Löwositz zur Schlacht. Mit 24 000 Preußen trieb der König den Feind über die Eger zurück.

Es war ein glänzender Sieg, und Friedrich II. schrieb an Schwerin:

„Seitdem ich die Ehre habe, die Truppen zu kommandieren, habe ich niemals derartige Wunder der Tapferkeit sowohl bei der Infanterie, wie bei der Kavallerie gesehen. . . . Dieser Kraftstreich steht noch über dem von Soor und übertrifft alles, was ich von meinen Truppen gesehen habe. Er wird die Sachsen zur Übergabe zwingen und für dieses Jahr meine Sorge zerstreuen.“

Und in der Tat gaben sich schon Mitte Oktober die Sachsen samt und sonders kriegsgefangen.

Der König blieb den Winter über in Dresden.

Die Kunde von der siegreichen Schlacht bei Lwowositz rief in der Stadt Schwiebus hellen Jubel hervor; und allenthalben dankte man Gott von Herzensgrunde für den Erfolg der preußischen Waffen.

Auch Frau Elisabeth freute sich, aber sie freute sich unter Zittern und Bangen: Seydlitz mit seinen tapferen Reitern war auch dabei gewesen, und zu ihm gehörten ja Herr von Freiberg und Rüdiger!

Da hatte das Mutterherz wohl Grund sich zu ängstigen!

Umsonst versuchte Meister Gottfried sie zu trösten und auf andre Gedanken zu bringen.

„Aber liebste Frau Wilden, beruhigt euch doch. — Bei diesen betrübten Kriegszeiten hat der Junge sicherlich keine Zeit gehabt zu schreiben, und noch weniger eine Gelegenheit zur Beförderung des Briefes gefunden.“

In diesem Augenblicke klopfte es von außen stark an die Haustür.

Die Freunde erschraken. Es war schon spät am Abend, und freundnachbarliche Besuche kamen um diese Zeit nicht mehr. —

„Ach, was hat denn das zu bedeuten?“ fragten die Frauen ängstlich. —

„Liebster Herr Gevatter geht man nicht alleine auf machen. Man weiß nie, wer in diesen unruhigen Tagen draußen steht.“

Pohl lang lachte.

„Das wäre ja noch schöner, wenn sich ein gewesener Soldat und Torwart fürchten sollte! Bleibt nur alle sitzen. Ich finde meinen Weg schon allein.“

Schnell nahm er den Hausschlüssel vom Nagel und ging hinaus.

Besorgt und aufgeregt lauschten die Frauen und erst als sie im Flure erfreute Bewillkommungsgrüße hörten, atmeten sie erleichtert auf.

Der da kam, war ja Herr Pastor Knispel in eigner Person.

„Nein aber, werter Herr Magister, so spät noch! Was verschafft uns denn die Ehre?“

„Ja, da werdet ihr euch freuen,“ lachte der Geistliche. —

„Ich bin ein guter Bote. Ich bringe euch Nachricht von eurem Jungen: Er hat die Schlacht bei Kołoszit unter Herrn Seydlitz mitgeritten und die ersten Vorbeeren errungen! Der König selber hat ihn zum Cornet ernannt, und sein Rittmeister hat ihn vor offener Front umarmt und geküßt! Rüdiger ist glückselig und sendet euch tausend Grüße.“ —

Ein fünffacher Jubelruf ertönte und alle umringten den Geistlichen.

„Ist es wahr? — Herr Pastor, ist es wahr?“

Da legte Knispel ein umfangreiches Schreiben in Marias Hände.

„Das kannst du nachher vorlesen, meine Tochter. — Es ist des Bruders Brief. Er ist der besseren Bestellung wegen an mich, als eine Amtsperson, gerichtet. Ein Bote gab ihn vor einer Stunde bei mir ab. Er hat ihn von einem Beter empfangen, der als Kutscher unter Herrn Seydlitz dient und zur Zeit der Putzkamerad des Junker Wilde ist.“ —

Frau Elisabeth weinte laut auf: —

„Mein Heinrich, wenn du das erlebt hättest! — Dein Liebling, dein Einziger, Cornet und Fahnenjunker unter dem großen Preußenkönige! — Und das alles durch Gottes Gnade, aus eigner Kraft und Tüchtigkeit!“ — — —

Voll Mitgefühl und Rührung sah Knispel auf die schwergeprüfte Frau, die nun endlich die Erfüllung langgehegter Hoffnungen herannahen glaubte.

„Ja, ja, Frau Wilde, der treue Gott kann alles!  
Und er wird auch euch und euren Kindern zum Rechte  
verhelfen!“ —

„Das glaube ich von ganzem Herzen,“ sagte die  
Witwe ernst. —

„Ihr aber, Hochwürden, habt tausend Dank für alle  
Barmherzigkeit und Liebe, die ihr an uns getan habt!“

Unterdessen hatte man auf dem Reichstage zu Ne-  
gensburg König Friedrich in die Acht erklärt.

Der Notar Aprill war abgeschickt worden, um dem  
preußischen Gesandten von Plotho diese Nachricht ge-  
gen „den Markgrafen von Brandenburg“ zu über-  
bringen. —

„Was, du Flegel? Insinuieren?“ rief Herr von  
Plotho empört und warf den Reichsboten einfach zur  
Tür hinaus. —

Über dieses energische Auftreten seines treuen  
Dieners soll sich der König über alle Maßen gefreut  
haben. — —

Er war nun auf alles gefaßt, aber auch zum äußer-  
sten Widerstande entschlossen. —

1757 begann sein Vormarsch nach Böhmen.

Am 6. Mai dieses Jahres lieferte er die mörde-  
rische Schlacht bei Prag, in der der greise Feldmarschall  
Schwerin den Helden Tod fand. —

Friedrich trauerte tief über den Verlust dieses vor-  
trefflichen Mannes: „Sein Tod machte die Vorbeeren  
des Sieges verwelken!“

Am 18. Juni 1757 wurde die Schlacht bei Kollin,  
trotz Senditz schneidiger Attacke, verloren. 8000 der  
besten preußischen Soldaten bedeckten die Unglücksstät-  
te, und mehr denn 5000 waren in Gefangenschaft ge-  
raten. —

Als die Unglücksbotschaft nach Schwiebus gelang-  
te, herrschte allenthalben Trauer und Sorge und heiße

Gebete für den geliebten König und sein Heer stiegen zu Gottes Thron empor.

Die Witwe und die Ehren waren wieder in größter Angst um Rüdiger, denn wo Herr Seydlitz ritt, da ritt auch er. —

Da kam zum Glücke bald Nachricht: Ein als gänzlich invalide entlassener Dragoner, aus dem benachbarten Wilkau gebürtig, kehrte aus dem Felde zurück und überbrachte ein Schreiben des Cornet: —

Er lebte und er war gesund; aber er trauerte tief um die verlorenen Bataillone und das Unglück seines Königs.

„Betet, ihr Liebsten alle, betet für unseren teuren Herrscher und den Sieg seiner Truppen“, endete der Brief, — „der Feinde werden immer mehr, und von allen Seiten kommen Höhsposten.“ —

Ach, wohl nie ist ein brünstigeres Dank- und Bittgebet gesprochen worden, als an diesem Abend im Torwärterhause! —

Mit gefalteten Händen lag Frau Elisabeth auf ihrem Bette:

„Herr, erhalte mir den geliebten Sohn auch fernerhin, und lasz ihn immerdar in deinen Wegen wandeln!“

---

Unterdeßen waren die Russen unter Apraxin in Ostpreußen eingefallen und zogen nun sengend, mordend und plündernd durch das Land.

Die Schandtaten, die sie besonders an Frauen und Mädchen verübtet, sind nicht zu beschreiben! — —

Der Ruf: Die Russen kommen! Die Russen kommen! jagte jedermann höllisches Entsetzen ein. — —

Verschiedene Treffen verließen wiederum unglücklich für Preußen: Bei Moys, in der Nähe von Görlitz, erlitt Friedrichs Liebling, der General von Winterfeldt, den Helden Tod.

Endlich, zu aller Protestantten unnennbarer Freude, wandte sich das Kriegsglück von neuem auf des Königs Seite:

Am 5. November 1757 gewann er bei Rossbach mit 22 000 Preußen einen glänzenden Sieg gegen die dreifache Anzahl von Franzosen und Reichstruppen.

Friedrich selber führte das Fußvolk, Held Seydlitz die Reiterei. —

Da ging es wie eine Windsbraut gegen die Franzosen; und als der Abend kam, waren alle Feinde auf der Flucht. —

Noch auf dem Schlachtfelde verlieh der König dem kühnen Seydlitz den schwarzen Adlerorden und ernannte ihn zum Generalleutnant. —

Rüdiger Wilde war natürlich auch mitgeritten, und seine jugendliche Begeisterung kannte keine Grenzen. Furchtlos und unerschrocken, war er immer einer der Vordersten, und Freiberg hatte seine helle Freude an dem prächtigen Jungen.

Auch Seydlitz war längst auf ihn aufmerksam geworden und hatte sich von dem Rittmeister die merkwürdige Geschichte seines Schützlings erzählen lassen.

„Da habt ihr recht gesehen, liebster Freund; in den Adern dieses Jünglings fließt unzweifelhaft edles Blut! Ich nehme keinen Anstand, ihn Sr. Majestät zum Leutnant vorzuschlagen. Er hat mir von Anfang an gefallen; und seine kühnen Reiterstücklein sind ganz nach meinem Herzen. Seinem alten Wachtmeister hat er nun schon zweimal das Leben unter eigner Todesgefahr gerettet; ganz zu schweigen von der Kühnheit, mit der er gestern das feindliche Feldzeichen mitten aus dem Karree heraushalte.“

Herr von Freiberg strahlte.

Rüdiger war ihm längst so lieb, wie ein eigener Sohn; und das Lob des berühmten Reitergenerals ging ihm gar lieblich ein.

„Ja, tausendmal ja! Der Junge verdient es, daß er befördert wird! — Und wenn sein bürgerlicher Name etwa doch ein Hindernis sein sollte, dann bin ich jede Stunde bereit, ihn mit allen Rechten zu adoptieren. Ich habe es immer mit Schmerz empfunden, keine Kinder zu besitzen, und dieser Jüngling würde mir ein hochwillkommener Sohn sein. — Aber dazu ist die Einwilligung der Mutter erforderlich, und vorläufig haben wir anders zu tun, als an unsere Privatangelegenheiten zu denken. Außerdem fürchte ich auch des Jünglings eignen Widerstand. Er wird den Namen seines geliebten, toten Vater nicht aufgeben wollen!“

„Nun, dem ließe sich doch abhelfen,“ meinte der General. — „Er könnte sich ja Rüdiger Wilde von Freiberg nennen.“ —

„Auf solche Finessen und Winkelzüge läßt er sich nicht ein,“ entgegnete der Major, — auch Freiberg war inzwischen avanciert, — kopfschüttelnd. „Ich kenne meinen braven und geraden Jungen.“ — —

Er behielt recht! —

Voll Dankbarkeit und Verehrung küßte Rüdiger seines väterlichen Freundes Hand; dann sagte er bescheiden aber fest:

„Gott lohn's, Herr Major, aber verzeiht, ich kann und darf euer gütiges Anerbieten nicht annehmen:

Den Namen, den mir mein seliger Vater hinterlassen hat, den trage ich so lange, bis mir das Recht auf einen anderen und besseren unumstößlich zusteht.“ —

Damit war die Sache erledigt, und es ging vorläufig auch ohne Adel. — — — — —

Am 5. Dezember 1757 wurde die glorreiche Schlacht bei Leuthen in Schlesien geschlagen. — —

Als die Nachricht nach Schwiebus gelangte, herrschte überall unbeschreiblicher Jubel.

„Vivat Friedericus! Vivat Friedericus!“ ertönte es von jungen und alten Lippen, und in der evangelischen Kirche wurde ein Dankgottesdienst gehalten.

Von Rüdiger kam auch bei Gelegenheit gute Botschaft:

„Ich bin gesund und munter und hoffe, daß auch daheim, liebweise Frau Mutter, alles nach Wunsch geht.“ . . . . .

Dann folgte die Beschreibung all seiner Erlebnisse. Zum Schlusse aber schrieb er, anscheinend in größter Eile und Erregung:

„Gestern hatte ich eine merkwürdige Begegnung, und ich will euch, meine Liebworten alle, dieses sonderbare Ereignisse nicht vorenthalten: —

Wir sollten in dem schlesischen Dorfe Wildenau Quartier nehmen. — Ich, als einer der Offiziere, wurde im Schlosse einlogiert. Der Besitzer der Herrschaft, ein Graf Wildenau, war nicht anwesend, da er sich als begeisterter Anhänger unseres großen Friedrich unter dessen Fahne begeben hatte. So empfing uns denn nur der Haushofmeister, ein feiner, bejahrter Mann, der schon von Kindheit an in den Diensten des Grafen stand. Als ich, nach den Kameraden, über die Schwelle trat, schrie er mit einem Male laut auf:

Herr Graf! Graf Heinrich! Stehen denn die Toten wieder auf? — So, grade so sah mein teurer, junger Herr aus, als ich ihn an dem unglücklichen Tage, der ihn uns für immer entriß, zum letzten Male grüßte! — Herr Leutnant, Herr Leutnant, verzeiht, aber wie heißt Ihr?

Rüdiger Wilde ist mein Name, entgegnete ich schier aufgeregt. —

Da sprang der Alte in die Höhe und schrie jubelnd:

Dann seid ihr ganz gewiß und wahrhaftig der Sohn meines jungen Herrn Grafen; denn Rüdiger hieß sein Lieblingsbruder und Wilde ist doch hand-

greiflich nur eine Abkürzung von Wildenau! Gott willkommen, teurer, junger Herr! — Ach, wie wird sich unser alter Herr Graf freuen! —

Und ehe ich mich dessen versah, lag der greise Mann freudeweinend auf den Knieen und küßte meine Hände.

Ich war von dem Neberraschenden ganz benommen und wußte kaum, wie mir geschah. Ich konnte nicht anders, ich legte die Hände um seinen Hals und weinte auch. — Ach, mir war zumute, als hätte ich nun endlich die Heimat meiner Väter wiedergefunden! —

In diesem Augenblick blies der Trompeter Alarm.

Alles stürzte wieder zu den Pferden; und auch ich dachte nicht mehr an meine Angelegenheiten. —

Erst als wir Wildenau längst im Rücken hatten, fiel mir alles nochmals ein; und es tat mir leid, daß diese für mich vielleicht sehr wichtige Sache so jählings unterbrochen wurde. — —

Wichtigere Dinge brachten aber bald Vergessen!

Gefechte wurden geschlagen und gewonnen; und der herrliche Sieg bei Leuthen ließ mich vollends alles andere für nichts achten. —

Nach Wildenau kamen wir natürlich auch nicht mehr zurück; vielleicht, wenn's Gott gefällt und der Krieg zu Ende ist, — kann ich einmal dort nachfragen. Vorläufig muß ich diese Angelegenheit ruhen lassen, denn jetzt gehören Leben, Denken und Tun einzigt und allein meinem Herrn und Könige." . . . .

In atemloser Spannung hatten Mutter und Freunde der Vorlesung dieses inhaltsreichen Schreibens zugehört:

Frau Elisabeth war fest überzeugt, daß der Sohn die Heimat seiner Ahnen betreten hatte, und die andern stimmten ihr bei. —

„Wie schade, daß der Trompeter auch grade so zur

Unzeit Alarm blasen mußte!" seufzte Meister Gottfried bedauernd. —

„Aber nun, schließlich war auch dies Gottes Wille, und es kommt uns nicht zu, darüber zu murren.“

---

## 12. Kapitel.

---

### Die Russen kommen.

Nach dem glorreichen Siege bei Leuthen und der bald darauf erfolgten Wiedereinnahme von Breslau, hatte Friedrich gehofft, mit Maria Theresia Frieden schließen zu können, denn er wünschte nichts sehnlicher, als das Ende dieses dritten schlesischen Krieges. —

Er schrieb darauf an die Kaiserin:

„Ich habe meinen Sieg benutzt und Breslau genommen. Ich werde imstande sein, in Böhmen und Mähren einzufallen. Überlegen Sie dies, meine teure Cousine; lernen Sie einsehen, wem Sie vertrauen. Sie werden sehen, daß Sie Ihr Land ins Verderben stürzen, daß Sie an der Bergießung so vielen Blutes schuldig sind, und daß Sie denjenigen doch nicht zu überwinden vermögen, der, wenn Sie ihn hätten zum Freunde haben wollen, mit Ihnen Europa hätte zittern machen. Ich schreibe dieses aus dem Innersten meines Herzens und wünsche, daß es Eindruck machen möchte.“ . . . . .

Doch Maria Theresia wollte nichts von Versöhnung wissen. Sie rechnete auf die Hilfe Russlands und Frankreichs; und wohl oder übel mußte sich also der König auf einen neuen Feldzug vorbereiten.

Im Frühjahr 1758 hatte er ganz Schlesien wieder in seiner Gewalt und fiel dann in Mähren ein. —

Da brachten ihm Gilboten die Schreckenskunde, daß die Russen in die Mark eingedrungen seien, Küstrin belagerten und allenthalben wie die Teufel hausten. —

Sofort kehrte Friedrich in sein Stammland zurück, um die Barbaren zu züchtigen.

Als er durch die gräßlich verwüsteten Städte und Dörfer kam, und von den höllischen Greuelstaten hörte, traten ihm die Tränen in die Augen.

„Kinder,“ sagte er zu den unglücklichen Untertanen, „Kinder, ich konnte nicht eher kommen; aber habt nur Geduld, ich will euch alles wieder aufbauen.“ —

Am 25. August 1758 stieß er mit seinen 32 000 Preußen bei Zorndorf auf die 52 000 Mann starken Russen, die am späten Abend gänzlich besiegt das Schlachtfeld räumten. —

Seydlitz mit seinen Scharen hatte wieder unendlich viel zum Siege beigetragen, und der König sagte, auf ihn zeigend:

„Ohne diesen würde es schlecht mit uns aussehen!“

Nach einem andern Ohrenzeugen sagte der Monarch sogar:

„Auch diesen Sieg habe ich allein Ihm zu danken!“

---

Bei der letzten großen Attacke war Rüdiger Wilde zum erstenmale schwer verwundet worden.

Sein Pferd fiel ihm unter dem Leibe, und ein Schuß, durch den linken Oberschenkel, machte ihn selber kampfunfähig. —

Aufs höchste erschrocken, ließ der Oberst von Freiberg den Bewußtlosen aus dem Feuer tragen, und nach einem unweit gelegenen, halb zerstörten Gutshofe bringen. —

Zum Glücke war die Schlacht so gut wie beendet und der Offizier konnte selber für seinen Liebling sorgen.

Generalleutnant von Seydlitz gab ihm für etliche Tage Urlaub und wünschte ihm teilnehmend baldige Besserung für den wackeren Jungen.

Auf dem Edelsitze tat man alles nur irgend Mögliche für den Verwundeten, denn die Dankbarkeit für die Befreier von den schrecklichen Russen war unendlich groß. Leider aber hatten die barbarischen Feinde eine derartige Verwüstung angerichtet, daß es oft am Nötigsten fehlte und der Kranke manche Bequemlichkeit entbehren mußte.

Zum Glücke jedoch war gute, ärztliche Hilfe zur Stelle, und bald ruhte der Blessierte wohlverbunden auf seinem Lager.

Die Wunde war nicht lebensgefährlich, aber sehr schmerhaft und unbequem.

„Die Heilung kann monatelang dauern,“ meinte der Arzt achselzuckend.

„Und wenn der junge Herr dann wieder zu Pferde steigen darf, wollen wir Gott danken.“ — —

Rüdiger war zuerst außer sich: „Hier still liegen zu müssen, während die Kameraden hinter dem Feinde herjagen!“

Aber was half alles Aufbäumen! Er mußte sich der höheren Macht fügen; und schließlich, auch dieses Malheur, wie der Doktor immer sagte, war nicht ohns Gottes Willen geschehen!

Wer konnte wissen, wozu es gut war? —

So fügte er sich denn in Geduld und war seinen gütigen, liebevollen Wirten für die aufopfernde Pflege von Herzen dankbar. —

In den ersten Wochen hatte er arges Wundfieber und merkte nicht viel auf seine Umgebung; als er aber endlich zur Heilung ging, und er zum ersten Male im Lehnsstuhl saß, erwachte sein jugendlicher Lebensmut, und grenzenlose Langeweile bemächtigte sich seiner. —

Jammern und klagen wollte er nicht, aber ganz unwillkürlich dachte er:

„Ich bin doch neugierig, ob dieser Unfall wirklich zu etwas gut sein mag!“

In diesem Augenblicke trat der Schloßherr, ein Graf Walldorf, ins Zimmer.

Lächelnd erkannte er die Stimmung seines jungen Gastes.

„Wartet eine Weile, Herr Leutnant. Ich werde euch eine Unterhaltung schicken. — — Meine Hilde ist seit gestern wieder daheim; die mag euch ein wenig vorlesen und vorspielen. — Ich hatte das liebe Kind nach dem Tode meiner Gattin zu Verwandten an den Rhein geschickt. Welches Glück! Kurz darauf kamen die Russen und häussten wie die Teufel! Da wurde weder alt noch jung, weder Weib noch Kind verschont! Tagtäglich schrien die Greueltaten gen Himmel! Gott sei Dank, daß uns der König endlich Hilfe brachte! Und nun gehe ich und hole die Kleine.“ —

In begreiflicher Spannung sah Rüdiger seinem edlen Wirte nach. —

Es dauerte garnicht lange, da öffnete sich abermals die Tür, und an des Vaters Hand trat ein holdes Wesen, halb Kind, halb Jungfrau, ins Zimmer. —

Der Jüngling wußte nicht, wie ihm geschah. Wie gebannt sah er auf die freundliche Erscheinung, und nie bekannte Gefühle zogen plötzlich durch seine Brust.

Mit elementarer Gewalt kam es über ihn: Diese oder keine! dachte er jubelnd und wußte nun mit einemmale, warum ihn Gott grade hier auf das Krankenbett gelegt hatte! —

Schüchtern trat Hilde Walldorf näher.

„Der Herr Vater sagt, ich soll Euch ein wenig die Zeit vertreiben. — Was wollt Ihr hören, Herr Leutnant, Lautenspiel oder Vorlesen?“

Entzückt sah Rüdiger auf das liebliche Kind; dann bat er verwirrt:

„Ich bin dankbar für alles, gnädigste Gräfin, aber wenn Ihr ein wenig spielen wolltet“ . . .

„Gewiß, mit Vergnügen,“ rief Hilde eifrig und begann alsbald die Laute zu stimmen und zu spielen.

Von da an kam sie alle Tage mit ihrem Vater; und der Kranke berechnete die Zeit jetzt nur noch nach der Stunde ihres Erscheinens.

Hilde Walldorf war bei Tag und Nacht sein einziger Gedanke. —

Unterdessen machte seine Genesung erfreuliche Fortschritte; und eines Tages stand er Abschied nehmend vor seinen freundlichen Wirthen:

„Darf ich wiederkommen, Herr Graf?“

Einen Augenblick zögerte Walldorf, dann sagte er ernst: „In Gottes Namen, mein junger Freund.“ —

Mit einem Jubellaute küßte Rüdiger die ihm dargebotene Hand. —

„Dank, tausend Dank!“ —

Und dann hielt er Hildens Rechte in der Seinen und konnte kein Wort hervorbringen.

Stumm und tränenden Auges sahen sich die beiden jungen Menschen an, und hatten sich doch so viel zu sagen! —

Der Graf machte der Szene ein Ende.

„Herr Leutnant, es ist die höchste Zeit!“ —

Erschrocken wandte sich Rüdiger und eilte zu den Pferden, wo schon die Begleiter warteten. —

Noch ein Danken und Grüßen, dann war er davon geritten. —

Aufweinend warf sich Hilde an des Vaters Brust.

„Herr Vater, ach bester Herr Vater, ich habe ihn ja so lieb!“ —

Bärtlich drückte der ernste Mann sein mutterloses Kind ans Herz. —

„Sei ruhig, Töchterchen; will's Gott, kommt er wieder. Du bist mein einziges Kind, und ich werde deinem Glücke nicht im Wege stehen! Ein adliger Sinn ist besser wie ein adliger Name! — Außerdem fällt das Gut, als Majorat, nach meinem Tode ja doch an die Seitenlinie! Aber wartet, ihr seid beide noch so jung!“

Aufatmend umschlang das Mädchen den Vater:

„Gott sei Dank!“ —

Da mußte der Graf wider Willen lachen. „Du bist ein närrisches Mädel! — Daß unser liebes Walldorf vereinst in fremde Hände fällt, ist doch wirklich nicht erfreulich!“ — — — — —

In Schwiebus ging es unterdessen traurig zu:

Die gefürchteten Russen kamen näher und näher; und überall herrschte Angst und Sorge. —

Am 29. Juli 1758 hörte man in der Stadt den gewöhnlichen Kanonenschuß, mit dem sie abends ihr Lager bei Kloster Paradies (in der Nähe von Schwiebus) schlossen. Am 1. August dieses Jahres, früh neun Uhr, ritten die ersten Russen, ein Rittmeister mit Kosaken und Husaren, in die Stadt ein und forderten von dem Bürgermeister Pascha Brot und Lebensmittel. —

Als sie davon zogen, nahmen sie den Accise-Einnehmer Knispel und den Senior Fiedler als Geiseln mit sich, zum Entsetzen ihrer jammernden Angehörigen.

Am nächsten Tage wurden auch der Bürgermeister und der Ratmann Liebisch ins Lager geholt.

Doch kehrten alle Herren, nach ausgestandenem Schrecken zu den Ihren zurück. —

Drei Tage darauf erschienen von Züllichau her eine Menge Kosaken, die das Vieh aus den benachbarten Dörfern Nissen und Merzdorf vor sich hertrieben. —

Ein dabei befindlicher Offizier ritt mit entblößtem Säbel auf dem Markte umher und brüllte mit gräßlicher Stimme:

„5000 Taler oder Feuer und Schwert!“ —

Die entsetzten Einwohner brachten in der Eile aber nur 600 Taler zusammen und reichten sie dem Wüterich aufs Pferd. —

Doch dieser fluchte und wollte mehr. — Da kam zum Glücke der Major Rischewsky nachgeritten und sagte dem Leutnant, daß sie in Schlesien keine Kontribution, sondern nur eine Ritterzähmung zu fordern hätten. —

Hierauf gab er das Geld zurück und verlangte 100 Pferde.

Da man in der Stadt aber nur 25 aufstreiben konnte, mußte er sich damit begnügen. Doch erhielt er außerdem noch eine Lieferung von Brot und Getreide.

Kaum waren diese schlimmen Gäste abgezogen, da kehrten die Geiseln aus dem Lager zurück und brachten die Hiobspost, daß Schwiebus am nächsten Tage etliche hundert Scheffel Mehl, Gerste, Hafer zu den Russen hinaus schaffen müsse! —

Als dies geschehen war, wurden noch 500 Scheffel Mehl, 649 Brote nebst vielen Fäudern Heu und Gerste gefordert. —

Bei Richterfüllung wurde mit einem üblichen Kofakenbesuche und Niederbrennung der Stadt gedroht. —

Um das schreckliche Unglück zu vermeiden, ging Pastor Knispel am 6. August, nach der Besperpredigt, von Haus zu Haus und bat einen Jeden so viel Brote als nur möglich zu liefern.

Er selber ging mit gutem Beispiele voran und gab seine letzten, sechs großen Brote her. —

Mehrere Bürger mußten dann die kostbare Ladung den Feinden zuführen und bis nach Schwerin mitlaufen. —

Erst am 10. August kamen sie mit einem Salveguarden-Brief für die Stadt zurück. — Doch hat dieser Schutzbrief nichts genützt, die neu heranziehenden Scharen kümmerten sich wenig, um die Versprechungen ihrer Vorgänger.

Alle wollten haben! haben! haben! —

Was man ihnen nicht gutwillig gab, nahmen sie mit Gewalt; und das arme Schwiebus kann ein trauriges Lied von erschlagenen Hausvätern, geschändeten Frauen und misshandelten Kindern singen! —

Bei unseren Freunden im Tornwärter-Hause hatte sich äußerlich wenig verändert. Aber die Not der Zeit machte sich auch bei ihnen traurig bemerkbar. —

Sie brauchten ja nicht viel, wollten aber doch leben; und Maria konnte kaum für sich und die Mutter das Notwendigste schaffen, da die Arbeitsbestellungen immer geringer wurden.

Außerdem mußten auch sie, ebenso gut wie alle andern Einwohner Kriegsabgaben und -Steuern zahlen. — Ein Glück, daß Meister Pohl lang das Gärtlein an der Stadtmauer hatte! Gemüse und Kräuter, die man sonst kaum beachtet hatte, wurden jetzt sorgfältig wahrgenommen und mit Dank gegen den Schöpfer zu Speise bereitet. —

Die fünf Hausgenossen bildeten längst nur eine Familie. Die alten Leute, Pohlangs und die Jungfer Balzer waren froh, an Elisabeth und Maria Stütze und Pflege zu haben. — Jetzt wurde den drei barmherzigen Samaritern an den Heimatlosen mit reichen Zinsen vergolten; und sie segneten den Tag, da die Fremden von ihnen Einlaß erfleht hatten. —

Mit Frau Elisabeths Gesundheit ging es jetzt besser, als vor Jahren. Sie konnte außerhalb des Bettes sein und leichte Hausarbeit verrichten.

Das Glück über Rüdigers gesicherte Zukunft schien ihr ordentlich neue Kräfte verliehen zu haben. —

Die letzten Nachrichten von dem geliebten Sohne lauteten vortrefflich, und außerdem schickte er der "liebwerten Frau Mutter zur Kräftigung" 20 Taler.

Was war das für eine Freude! Und wie tat diese Kindesliebe dem Mutterherzen wohl!

„Nee, so a guttes, braves Jungan!“ rief die Balzerin voll Rührung; und die ganze Nachbarschaft mußte nun in allen Tonarten das Lob des Lieblings hören.

Als die ersten Russen in Schwiebus einrückten, sperrte der vorsichtige Meister Gottfried Elisabeth und Maria in den Keller ein.

„Euch, Muhm' Balzern, tun sie nichts mehr; euch brauch ich nicht zu verstecken,“ konnte er nicht unterlassen, nach alter Gewohnheit zu necken. —

Aber die Nätherin war nicht in der Stimmung, auf den Scherz einzugehen. Die Angst vor dem Kommen den ließ sie nur tief aufseufzen:

„Ach, du barmherziger Gott und Heiland, wie werd's uns a ck nu dergiehn!“ —

Doch diesmal ging die Gefahr noch einmal vorüber, und die Eingeschlossenen konnten bald befreit werden.

In der Folgezeit mußten sie aber das sichere Versteck noch oftmals aufsuchen und konnten darum später Gott und dem fürsorglichen Großvater von Herzen für gnädige Bewahrung danken. —

Am 14. August 1758 wurden unsere Freunde früh um 4 Uhr durch ein gewaltiges Bombardement geweckt und erschreckt. Niemand wußte, wo es herkam; aber am Nachmittag sah man in der Gegend der Salkauer Windmühle einen ungeheuren Feuerschein. —

Der Kanonendonner endete erst abends 9 Uhr. —

Nachgehends kam dann die Nachricht, daß die Festung Küstrin von den Russen abgebrannt sei. —

In Schwiebus lebte man jetzt in ewiger Furcht und Angst. —

Ununterbrochen folgten Truppendurchmärsche mit allen möglichen Belästigungen und Plünderungen. —

Endlich, Mitte September, wurde es besser, und bis Juli 1759 hatte die Stadt so ziemlich Ruhe. —

Zu all der Seinen Besorgnis hatte Rüdiger monatelang nichts von sich hören lassen. Die Mutter zitterte um sein Leben. — War er etwa gar in der mörderischen Schlacht bei Borndorf gefallen?

Heiße Gebete um des Lieblings Wohl stiegen zu Gottes Thron empor:

„Herr, laß mich ihn noch einmal wiedersehen!“ —

Da, an einem Dezembertage, erscholl plötzlich draußen freudiges Rufen und Grüßen, und die enge Gasse an der Stadtmauer heraufgesprengt kamen sechs preußische Kürassiere.

Ihnen voran ritt ein jugendlicher, stattlicher Offizier, der allen Zuschauern merkwürdig bekannt vorkam.

„Rüdiger!“ schrie da mit einem male der junge Tuchmacher Gottlieb Balcke, ein Schul- und Altersgenosse unseres Freundes. —

„Wahrhaftig, es ist Rüdiger Wilde!“

„Ja, ich bin's, alter Kamerad,“ lachte der Reiter fröhlich und winkte grüßend mit der Hand. —

„Wir sehen uns später noch. Jetzt muß ich zu meiner Frau Mutter.“ —

Einen Augenblick später hielt Frau Elisabeth halb ohnmächtig vor Freude den Sohn am Herzen.

„Mein Rüdiger mein Kind, mein Liebling! Herr, mein Gott, ich danke dir!“ —

Dann wurde es ganz still.

In froher Bewegung standen Maria und die Andern um die beglückte Mutter. —

Endlich kamen auch sie an die Reihe; und Rüdiger ließ keinen zu kurz kommen. Er war ganz der Alte geblieben, und sein zärtliches Herz schlug den treuen Beschützern seiner Kindheit in Liebe und Verehrung entgegen. —

„Herr Großvater, Großmutterchen, Muhm' Balz!  
Wie freu' ich mich, Euch wiederzusehen! — Maria,  
Schwesterchen, Einzige, ach, wie blaß siehst du aus!“

Die gute Balzerin war vor Freude ganz schwach geworden und hatte sich setzen müssen. Sie brachte lange kein Wort hervor und sah nur immer mit leuchtenden Blicken auf ihren Liebling. —

Wie war er doch so schön und stattlich geworden, der arme heimatlose, kleine Kerl, den sie an jenem unvergesslichen Herbstabende in ihre Obhut genommen hatte! —

„Mein Jungan! — Mei gutes Jungan!“ flüsterte sie unter Tränen und streckte dem jungen Offiziere ihre Arme entgegen. —

„Die Freude! Ach, die Freude!“ (Freude.) — — —

Erschüttert kniete der Kürassier-Leutnant vor der einfachen Näherin. —

„Muhm' Balz! Liebe Muhm' Balz!“

---

An diesem Abende herrschte nur eitel Freude und Dank in dem kleinen Hause an der Stadtmauer. — —

Nur oberflächlich erzählte Rüdiger von seiner schweren Verwundung bei Borndorf und lachte über das nachträgliche Entsehen der Mutter.

Von Walldorfs und seinem langen Aufenthalt bei ihnen sprach er garnicht. —

Eine unerklärliche Scheu hielt ihn davon ab. —

---

Am nächsten Tage, schon in aller Frühe, kamen die Jugendgenossen, um den Heimgekehrten zu begrüßen.

Da gab es viel Staunen und Wundern; und die Jungfer Balzerin hatte allen Grund auf ihren Schützling stolz zu sein. —

„Des iche suwas auch verläben darf! — Nee, nee, die Freude brengt mihe reene üm! —“

Auch Pastor Knispel kam, noch ehe Rüdiger Zeit fand, zu ihm zu gehen. —

Mit herzlicher Freude begrüßte er seinen einstigen Schüler:

„Mein lieber Sohn, dies ist mir eine große Genugtuung! Gott sei Lob und Dank, daß du alle meine Voraussezungen und Hoffnungen erfüllt hast! Ja, ja, der Freiberg kann lachen: Ich habe ihm damals keinen schlechten Rekruten überwiesen!“ — —

Fast beschämt stand der Jüngling vor dem verehrten Manne. —

„Ach, Hochwürden, was ich weiß und geworden bin, habe ich, nächst Gott, einzige und allein euch zu danken!“

„Ja, ja,“ nickte Frau Elisabeth. —

Lächelnd wehrte der Geistliche. —

„Nein, nein, liebste Frau Wilde. — Gottes Gnade und eures Sohnes Tüchtigkeit haben alles zu Wege gebracht!“ — — — — —

Nur drei Tage durfte Rüdiger bei den Seinen weilen. Dann mußte er wieder von dannen.

Diese kurze Urlaubszeit war überhaupt ein Geschenk Gottes, und er hatte sie nur seinem gütigen Obersten zu danken. —

Als er sich nach der Verwundung gesund meldete, sagte Herr von Freiburg:

„Nun reite etliche Tage nach Hause, mein Junge. Die Frau Mutter wird sich freuen, und du machst keinen großen Umweg, da wir doch in Schlesien Winterquartiere beziehen.“ —

Wer war froher und dankbarer als der junge Krieger:

„Herr Oberst! — Ach, Herr Oberst, Gott lohne es!“

Und wie dankten erst die Seinen dem gütigen Manne! — Unvergeßlich blieb ihnen alle diese Urlaubszeit! — — — — —

Nach schwerem Abschiede von Mutter, Schwester und den Freunden, ritt der junge Leutnant mit seinen Kürassieren wieder von dannen. —

Gegen Hoffen und Erwarten sahen ihn die Seinen aber bereits nach einem halben Jahre wieder. —

Nachdem am 17. und 18. Juli 1759 die Russen abermals in Schwiebus übel gehaust hatten und mehrere Häuser von ihnen zerstört worden waren, lagerte sich die preußische Avant-Garde bei dem Kallmannschen Weinberge, unweit der Stadt. —

Am 20. Juli 1759 marschierte die preußische Armee, unter dem General Dohna, durch Schwiebus nach Züllichau zu. —

Rüdiger war auch dabei; und einen Augenblick kehrte er in dem Hause an der Stadtmauer ein. —

Unter Tränen hielt die Mutter den Sohn umschlungen. Ihr Herz zitterte und zogt. Ach, er ging ja neuen Schlachten und Gefahren entgegen! Wer weiß, ob sie ihn wiedersah! —

Auch ihr selbst konnte allerlei zustoßen. Erst neulich, bei dem letzten Besuch, hatten die Russen eine bekannte Bauernfrau aus dem benachbarten Kutschlau auf greuliche Art vom Leben zum Tode gebracht. —

Niemand war auch nur eine Stunde vor dem Schlimmsten sicher; und besonders wenn die preußischen Truppen in den kommenden Schlachten unterlagen, konnte es der Stadt wieder übel ergehen. —

Die Angst der armen Frau war nur allzu berechtigt: Bereits am 22. Juli stürmten abermals Kosaken durch Schwiebus, und ihr Rittmeister Kovatz stieß die fürchterlichsten Drohungen aus: Die Einwohner sollten ihm sofort 10 000 Reichstaler Kontribution aushändigen, widrigenfalls er die Stadt in Brand setzen würde.

Nach vielem Bitten und Flehen der weinenden Bürger begnügte er sich endlich mit 2000 Taler Kontribution und 165 Taler Donceur-Geld für sich selber. —

Die schlimmen Gäste störten Pastor Knispel grade in der Vesperpredigt. —

Als der Schreckensruf ertönte: Die Russen kommen! Die Russen kommen! ließen die andächtigen Zuhörer entsezt aus der Kirche. Nur etliche alte Leute blieben im Vertrauen auf Gottes Schutz, bis zu Ende des Gottesdienstes, den Knispel mit einem inbrünstigen Gebete um des Allmächtigen Beistand schloß.

---

### 13. Kapitel.

---

1759.

„Das Jahr 1759 war das allerängstlichste, fürchterlichste und nachteiligste für die Stadt Schwiebus,“ schreibt Pastor Knispel wörtlich in seiner Chronik.

Auch für König Friedrich wurde dies schlimme Jahr leider sehr verhängnisvoll; ja, es war wohl das unglücklichste in dem ganzen, siebenjährigen Kriege!

Eine Niederlage nach der andern erfolgte. — Die Franzosen drangen mit einem Heere von 100 000 Mann über den Rhein und machten dem Prinzen Ferdinand von Braunschweig viel zu schaffen. —

Soltikow schlug mit seinen Russen den General Wedell bei Kay, in der Nähe von Züllichau, und vereinigte sich dann zu Frankfurt a. O. mit den Österreichern, die der kluge General Laudon kommandierte.

Den Kanonendonner von Kay hörten die Schwiebuser mit Entsehen, ja sie konnten sogar vom Rathaus-turm aus die Haubitzen-Granaten sehen, die die feindlichen Heere gegen einander warfen. Dazu brannten ringsherum die Dörfer Nicern, Scampe und Dornau!

Es war ein schauerlicher Anblick, und die Furcht der armen Bürger wuchs von Stunde zu Stunde! — —

Die nach der Stadt flüchtenden Landleute erzählten unter Heulen und Schreien gräßliche Geschichten von der teuflischen Grausamkeit der Russen. — Kinder, denen die Feinde Vater und Mutter erschlagen hatten, kamen weinend angelaufen und lamentierten kläglich.

Kurz, es war ein Jammer ohnegleichen! —

Außerdem kamen unausgesetzt feindliche Truppen durch die Stadt gezogen und verlangten Lebensmittel und Geld. Gaben die Bürger nicht schnell genug, was sie hatten, so wurden sie mit dem Säbel übel traktiert.

Nach der unglücklichen Schlacht bei Kunersdorf am 12. August 1759, die für Preußen, trotz des glänzenden Anfangs, einen traurigen Ausgang nahm, wurde es noch schlimmer!

Schwibus mußte dabei vor allen andern leiden! Der alte Chronist sagt darüber wörtlich:

Dieweil die Stadt Schwibus in Frontis pio hostis lieget, ist es ihr schon von alters her in Kriegszeiten schlecht ergangen und wird auch fürderhin so bleiben!" —

Der allertraurigste Tag aber brach für Schwibus mit dem 25. Juli 1759 an.

Schon in aller Morgenfrühe rückte eine ungeheure Menge Kosaken und Husaren mit Wagen ein; und ein schreckliches Plündern begann. Schüttböden, Scheunen, Ställe wurden erbrochen und vollständig ausgeraubt. In den Häusern zerschlug man Türen, Fenster, Möbel und nahm Kleider, Wäsche, Geld und alle Wertsachen mit. Dabei wurden die schrecklichsten Grausamkeiten begangen. — Wer über die Straße ging, auf den schoß man alsbald.

Dem Crossener Boten Schmidt und dem alten Meister Gude zog man alle Kleider aus und jagte sie unter Säbelhieben durch die Gassen. — Nachher wurden viele Häuser bis auf den Grund zerstört und Feuer angelegt. — Alle Vorräte, die sie nicht mitschleppen konn-

ten, verunreinigten sie auf die gemeinste Weise, so daß nach ihrem Wegzuge die größte Not in der Stadt herrschte.

Da man von den geforderten 5000 Reichstalern Kontribution nur 2000 Taler aufstreiben konnte, mußten zwei Herren von der Stadt-Berwaltung, Jakobi und George Mirus, als Geißeln mit dem Feinde bis nach Frankfurt a. O. ziehen.

Sie wurden auch nicht eher losgelassen, bis die fehlenden 3000 Taler gezahlt waren.

Die benachbarten Dörfer waren inzwischen fast gänzlich zerstört und niedergebrannt worden. Die Greueltaten, die dabei geschahen, können nicht wieder gegeben werden! — — — — —

Unsere Freunde an der Stadtmauer mußten diesmal auch mehr denn je leiden. Bitternd und bebend saßen die jüngeren Frauen in ihrem Kellerverstecke, während oben Pohlangs die schlimmen Gäste empfingen, und durch reichlich vorgesetzte Speisen und Getränke bei guter Laune zu erhalten suchten.

Aber es half alles nichts: Die Russen häuften wie die Teufel! —

Als die Frauen sich endlich wieder ans Tageslicht getrauteten, schlügen sie vor Entsetzen die Hände über dem Kopfe zusammen: Alles Wertvolle war geraubt! Fenster, Möbel, Geschirr lagen zertrümmert am Boden, und die Bettfedern flogen in der Stube herum. Hinter dem Ofen aber saß halbtot und blutig geschlagen Meister Gottfried, und seine weinende Gattin versuchte, die klaffenden Wunden zu verbinden.

Unter Tränen bemühten sich nun alle um den treuen alten Mann, und Maria sagte fest:

„Ein andermal, Herr Großvater, lassen wir euch nicht mehr allein. Was fortan auch kommen mag, wir wollen es zusammen tragen, denn schließlich fällt doch ohne Gottes Willen kein Haar von unserem Haupte.“

Unter Schmerzen lächelnd sah der Greis auf seinen Siebling:

„Ein andermal wird mein Töchterchen wieder dem alten Großvater folgen. Wozu hätten wir denn sonst das vierte Gebot? — Und mein Marienkind ist doch ein so gehorsames Kind. — Nein, nein, keine Widerrede. Es muß sein, und uns Alte schützt schon der allmächtige Gott! Ich hätte keine ruhige Stunde, wenn ich denken sollte, diese feindlichen Barbaren bekämen dich in die Hände. — Vergeßt nicht, wie es der armen Pächterin in Wilkau, der Betterin in Riegersdorf und andern Frauen ergangen ist!“ —

Da fügte sich Maria und küßte liebevoll des Greises Hand:

„Guter Herr Großvater, so möge uns der Herr in Zukunft vor einer Wiederholung dieses Schreckenstages behüten!“ —

Unter Klagen brachten die Frauen nun die fläglichen Überreste ihrer Habe so gut es ging in Ordnung. Ach, was hatten die Russen aus ihrem traurlichen Heim für eine schauerliche Wüstenei gemacht! — Dazu waren sämtliche Lebensmittel geraubt und jeder Pfennig verschwunden. Auch die Nachbarn konnten nichts borgen, weil sie selbst nichts hatten. Endlich fand die Frau Senator Balcke in einer verborgenen Lade noch einen Sack Hirse, von dem sie der erfreuten Maria etliche Mezen abgab.

Leider war dieser schreckliche Nebenfall der Feinde nicht der letzte! Bis zum 17. September 1759 wurde die Stadt tagtäglich durch Kosaken und andre Truppen belästigt und beschwert. —

Endlich zog der letzte Russe von dannen, und für etliche Wochen herrschte nun Ruhe.

Daraufhin wurde am 5. Dezember, dem damaligen Bußtag, ein Dankgottesdienst abgehalten, den Pastor

Gerasch mit der inbrünstigen Bitte um endgültigen Frieden schloß.

Unsere Freunde alle waren auch in der Kirche gewesen und kehrten nun dankbaren Herzens in ihr Haus zurück. — Nachdem sie ihr einfaches Mahl verzehrt hatten, rüsteten sie sich zur Vesperpredigt, die Herr Knispel halten sollte, denn damals ging man sonntäglich meistens zweimal in das Gotteshaus. —

Pastor Knispel stand bereits im Ornat, zum Gehen fertig, und wartete nur noch auf seine junge Frau Johanna.

Da mit einemmale stürzte die Magd, die mit den Kindern auf der Gasse gewesen war, ins Zimmer und schrie angstvoll:

„Die Russen sind wieder da! — Soeben ist der Kosaken-Oberst Wasely Persiljew mit einem starken Kommando eingerückt und fordert 12 000 Rubel Contribution. — Ist das Geld nicht in drei Stunden beisammen, so dürfen die Soldaten nach Herzenglust plündern, morden, brennen.“ —

Entsetzt starrte das Ehepaar auf die Unglücksbotin.  
„Gott stehe uns in Gnaden bei!“

Dann fasste sich der Geistliche, legte still den Talar wieder ab und sagte zu seinem zitternden Weibe:

„Mit dem Gottesdienst ist es nun nichts; aber ich werde jetzt zu dem Feinde gehen und um Erbarmen bitten. — Der Herr, der die Herzen der Menschen wie Wasserbäche lenkt, gibt vielleicht Segen zu meinen Worten.“ —

Angstvoll umschlang die junge Frau den Gatten:  
„Nein, nein, mein Samuel, ich lasse dich nicht fort!“

Aber der Pastor blieb bei seinem Entschluße.

„Fasse dich, Liebste, und traue auf Gott. — Du weißt, schon einmal gelang es mir, den Feind zu rühren und namenloses Elend von der Stadt abzuwenden. — Lasse inzwischen tüchtig aufstafeln, damit etwaige

schlimme Gäste beim Essen und Trinken Schlimmeres vergessen. Verriegle auch die Haustür nicht, denn ein versperrter Eingang reizt nur ihre Wut. Du aber mit den Kindern begib dich in die versteckte Kammer, wo du ziemlich sicher bist. — Und nun Gott befohlen und auf gesundes Wiedersehen!" —

Als der Gatte gegangen war, kam die Frau Pastor gehorsam allen seinen Wünschen nach, und harrte dann gefaßt der Dinge, die da kommen sollten. —

Als der Abend nahte, hielt sie es nicht länger in der Dachstube aus. — Sie nahm ihr jüngstes Kind, den dreiviertel Jahre alten Gotthilf, auf den Arm und ging in das Zimmer des Gatten, um von dort auf die Straße zu spähen, ob der Geliebte denn noch nicht heimkehre.

Da wurde plötzlich heftig an die Haustür geschlagen, und gleich darauf stürzte ein Kosaken-Hetmann mit mehreren Kameraden herein und rief barsch in gebrochenem Deutsch: „Heda, was esse, was trinke!" —

So erschrocken Frau Johanna im ersten Augenblick gewesen war, so gefaßt war sie nun. Mit dem Kinde auf dem Arme trat sie den Feinden ruhig und freundlich entgegen:

„Guten Abend, Ihr Herren, da ist was Ihr begehrt. Langt zu, aber bitte, tut mir und dem kleinen kein Leid." —

Der Knabe aber griff von der Mutter Arm lachend und krähend nach den blanken Waffen der Soldaten.

Da veränderte sich wie mit einem Zauberschlage die wilde Miene des grimmen Gesellen. Ob er vielleicht an sein eignes Weib und liebe Kinder dachte? — Genug, er wurde ganz freundlich und sagte besänftigend:

„Nix tu! schön Frau, o gar nix tu! Hetmann und Kamerad nur esse, nur trinke.“

Und ganz bescheiden setzten sich alle nieder und ließen sich Trank und Speise wohl schmecken. Als sie sich

gesättigt hatten, bedankten sie sich sogar und zogen friedlich von dannen.

Zur fernereren Sicherheit für Mutter und Kind ließ der Anführer vor der Haustüre eine Salve-Garde zurück. Und dieser Hetmann Dimitri war sonst einer der gefürchtetsten Räuber gewesen!

Dankerfüllten Herzens sah Frau Knispel den Abziehenden nach. — Nun hatte sie auch nicht mehr solche Angst um ihren Samuel. Der starke Gott, der sie eben so wunderbar behütet hatte, würde auch ihn glücklich heim führen! —

Und richtig, mitten in der Nacht kam der Pastor wohlbehalten zurück. — War das eine Freude! —

Erst war es dem kühnen Bittsteller recht übel ergangen, denn statt Persiljew empfing ihn ein Rittermeister, der ihn und den gleichfalls anwesenden Bürgermeister Pascha in strengen Arrest nehmen und durch sechs Kosaken mit gezogenen Säbeln bewachen ließ.

Erst in der Nacht gelang es Knispel, den Obersten zu sprechen und ihm in herzbeweglichen Worten seine flehentliche Bitte vorzutragen. Daraufhin wurde die Kontribution endlich auf 1000 Taler festgesetzt, und die Offiziere sollten 421 Taler Douceur erhalten.

Da jedoch auch diese Summen in der ausgeplünderten Stadt nicht aufzutreiben waren, brachte man alle Wert Sachen herbei und in der Angst und Not leider auch die silbernen Abendmahlsgeräte. —

Dann wurden die Gefangenen entlassen.

Zu seinem Schrecken aber holte man den Pastor noch einmal zurück. — Schlimmer Sorgen voll, betrat er aufs neue das Zimmer des russischen Befehlshabers.

Da trat dieser ihm freundlich mit den heiligen Geräten entgegen und sprach gütig:

„Da habt ihr dieses Kirchensilber zurück. Ich tue es mit dem Wunsche, daß euch Gott bald den Frieden schenken möge!“<sup>\*)</sup>

<sup>\*)</sup> historisch.

Wer beschreibt das Staunen und die Freude des frommen Geistlichen! — Mit überströmenden Augen dankte er dem großmütigen Feinde und wünschte ihm Gottes Segen. —

Für dies Jahr hatte die Stadt nun Ruhe.

---

#### 14. Kapitel.

---

### Wildenau.

Der alte Haushofmeister Anton in Wildenau konnte die merkwürdige Begegnung mit dem jungen, preußischen Reiteroffizier nicht vergessen und war unglücklich darüber, daß es ihm nicht gelang, seinen Spuren zu folgen. — Warum mußte auch, so zur Unzeit, Alarm geblasen werden! Und er hatte in der ungeheuren Auffregung nicht einmal auf das Regiment und andere Umstände geachtet!

Sobald er wieder etwas zur Besinnung gekommen war, schickte er zwar nach allen Seiten Boten auf die Suche nach dem Entschwundenen, aber alle kamen enttäuscht zurück: Die Preußen waren längst über alle Berge gewesen, und niemand wußte über ihren Weg Auskunft zu geben.

Am liebsten hätte sich der treue Alte nun selbst zu Pferde gesetzt, um seinem jungen Herrn nachzureiten; denn er zweifelte keinen Augenblick daran, daß er in Rüdiger Wilde den Sohn seines geliebten, verschwundenen Grafen Heinrich vor sich gehabt habe. —

Aber er mußte im Schlosse bleiben! Er hatte seinem Herrn das Wort gegeben, Wildenau während dessen Abwesenheit keinen Augenblick zu verlassen. —

Und dies war auch sehr nötig, erstens der Kriegs-unruhen halber, und zweitens weil der jüngere und einzige Bruder des Majoratsbesitzers gern im Trüben

fischte und nur darauf wartete, das Erbe des beneideten Ältesten anzutreten.

Mit unsäglichem Zingrimm hatte er damals vernommen, daß man Spuren von dem verschollenen Heinrich gefunden habe; und mit Angst erwartete er den Ausgang von des Bruders Forschungsreise nach dem Heidedorfe. —

Wie triumphierte er, als Graf Bernhard traurig und niedergeschlagen heimkehrte! — Von den authentischen Dokumenten, die durch Pastor Schröder in dessen Hände gelangt waren, erfuhr er nichts; denn der Schloßherr fürchtete mit Recht, sie könnten ihm von dem feindlichen Bruder auf irgend eine Weise entwendet werden. —

Daß der arme Vater, trotz des Mißerfolges, immer noch auf ein Wiederfinden des geliebten Sohnes, oder wenigstens der Seinen hoffte, versteht sich von selbst; und unablässig betrieb er die Nachforschungen weiter. — Das war in jener Zeit, wo es keine regelmäßige Post, keine Zeitung, kein öffentliches Meldewesen, geschweige einen Telegraphen gab, tausendmal schwieriger, als heutzutage, und infolgedessen blieben auch alle Bemühungen vergeblich.

Als der siebenjährige Krieg ausbrach, litt es den Grafen nicht länger untätig daheim. Der Gedanke an die Verschwundenen ließ ihm keine Ruhe mehr. — Außerdem war er ein begeisterter Verehrer Friedrichs des Großen. Trotz seiner 68 Jahre war er rüstig wie ein Fünfziger; und so trat er denn freiwillig unter des Königs Fahnen.

Der Gedanke: vielleicht finde ich gar auf diesem Wege die Meinen, wollte ihn dabei nicht verlassen. —

Soldaten kommen ja allenthalben im Lande umher, und da war es keine Unmöglichkeit, mit Gottes Hilfe endlich dennoch die Spuren der Verlorenen zu treffen.

So zog er also von dannen und übergab dem treuen Anton die Verwaltung der Güter. Dabei mußte ihm der Haushofmeister zusichern, das Schloß und seine nächste Umgebung niemals zu verlassen.

Die wichtigen Dokumente über Heinrich und die Seinen waren zwar an einem feuer- und diebstächeren Orte verwahrt, aber man konnte ja nie wissen, ob des feindlichen Bruders List und Lücke nicht trotz alledem das Geheimnis entdeckte. —

So war also der brave Anton an die Scholle gebunden und durfte seinem Herzen und seinem jungen Herrn nicht folgen. —

Und es war gut so. —

Graf Waldemar, der Bruder des Grafen, erschien verschiedenemale im Schlosse und durchsuchte, unter dem Vorgetheue, inspizieren zu müssen, sämtliche offenen Räume. —

Zu seinem Ärger fand er aber die Privatgemächer des Abwesenden fest verschlossen, und der Haushofmeister weigerte sich energisch, sie gewaltsam öffnen zu lassen. —

„Mein Herr Graf hat streng befohlen, daß niemand während seiner Kampagne diese Räume betritt. Er hat selbst zugeschlossen und die Schlüssel mitgenommen.“

Voll Ingrimm zog jener von dannen, während ihm Anton halb triumphierend, halb ängstlich nachsah. — Dem schlauen Fuchs war er auf die Dauer doch nicht gewachsen! Wer wußte, was dieser wieder ausheckte!

„Ah, möchte doch der Herr Graf heimkehren!“ dachte der treue Diener seufzend. Aber so schnell ging sein Wunsch nicht in Erfüllung und er hatte noch manchen hartnäckigen Strauß mit dem heimtückischen Gegner auszufechten. —

Endlich, im Dezember des Unglücksjahres 1759, kam Graf Wildenau nach Hause, leider frank und elend! Eine geringfügige Verwundung war, durch schlechte

Pflege, von Tag zu Tag schlimmer geworden; und so mußte er denn wider Willen den Abschied nehmen.

Raum war er daheim, so verfiel er, da auch die Strapazen des Krieges und die Enttäuschung hinzukamen, in ein schweres Fieber. —

Wochenlang war er ohne Bewußtsein; und der arme Anton schwiebte in größter Sorge.

Von seiner Begegnung mit dem jungen Reiter-Offiziere hatte er dem Kranken noch kein Wort sagen können. Dagegen erschien jetzt fast täglich Graf Waldemar und erkundigte sich gleichnerisch nach dem Be-  
finden des liebworten Herrn Bruders. —

Nach Neujahr 1760 endlich ging es zur Besserung; und der treue Haushofmeister weinte Freudentränen, als der Arzt den Patienten außer Gefahr erklärte.

Und es kam ein Tag, da Anton dem Genesenden von dem wichtigen Begebnis berichten durfte.

Mit einem Freudenschrei fuhr Graf Wildenau in die Höhe:

„Ein Lebenszeichen! — Gott sei Dank, ein Lebenszeichen! — Nein, Alter, gräme dich nicht über dein vergebliches Nach forschen. — Ich bin gewiß, nun werden wir die Gesuchten schon finden! — Ein preußischer Reiter-Offizier ist doch keine Stecknadel! Und daß du dich in deiner Vermutung nicht geirrt hast, weiß ich! Hüdiger Wilde heißt ja mein jüngster Enkelsohn; und es ist doch kaum anzunehmen, daß es zwei Träger dieses wenig gebräuchlichen Vornamens geben sollte! — Außerdem spricht ja auch die Aehnlichkeit mit meinem Heinrich deutlicher, als ein anderer Beweis! — Läß mich nur erst gesund sein, dann nehmen wir das Suchen von neuem auf, und es müßte wunderbar zugehen, wenn wir die Verlorenen mit Gottes Hilfe nicht bald finden sollten.“ — —

Aber die Genesung des Kranken zog sich, wider Erwarten, doch in die Länge; und der Sommer kam heran,

ehe er an irgend ein diesbezügliches Unternehmen denken durfte. — Nachforschungen in der Nähe und bei durchmarschierenden Truppen blieben ebenso erfolglos, wie das Aussenden von reitenden Boten. Dazu erschwerten die überall herrschenden Kriegszustände und Röte alle Bemühungen ganz unsäglich. —

Dem argwöhnischen Grafen Waldemar war die Aufregung und Geschäftigkeit in Wildenau natürlich nicht entgangen; und nur zu bald hatte er heraus bekommen, worum es sich handelte. —

Diesmal lachte er nur höhnisch; die Sache war schon zu oft im Sande verlaufen, als daß sie ihn noch groß geängstigt hätte. —

„Mein Bruder ist ein Narr; und ich werde mein Ziel erreichen! Tote und Verschollene pflegen meistens nicht wieder zu kommen.“ — —

Am nächsten Tage machte er dem Kranken einen Besuch und brachte das Gespräch auch bald auf diese Angelegenheit.

Graf Bernhard sah ihn erstaunt und abweisend an:

„Wie du zur Kenntnis dieser Geschichte gelangt bist weiß ich nicht; ich kann auch dein Interesse daran nicht begreifen.“ —

„Erlaube, ich bin dein Erbe,“ fuhr der andere auf.

„Nein, das bist du nicht,“ entgegnete der Ältere fast. — „Und mit Gottes Hilfe sollst du es nie werden! Wenn mein armer Heinrich vielleicht nicht mehr selber lebt, so weiß ich doch bestimmt, daß er einen Sohn hatte; und diesen Enkel wird mir der Allmächtige ganz gewißlich noch einmal unversehrt zuführen.“ —

Der Besucher erblaßte einen Augenblick, dann sagte er höhnisch:

„Gut, das ist möglich. — Aber wenn dieser Sohn nun aus einer unebenbürtigen Ehe stammt? Du weißt, daß wir in Beziehung auf das Majorat sehr strenge Hausgesetze haben.“ —

„Diese Sorge hat Gott bereits von mir genommen“, erwiderte Graf Bernhard ernst und sah den habgierigen Bruder traurig und vorwurfsvoll an.

„Es existieren authentische Dokumente, daß meines Enkels Mutter einem alten, westfälischen Grafengeschlecht entstammt? — Diese Alteste können, so bald sie gebraucht werden, in meinen Händen sein.“ —

Mit einem heiseren Lachen erhob sich der jüngere Graf.

„Es ist immer noch nicht aller Tage Abend, und —“ „Schweige!“ rief da empört und gebieterisch der Majoratsherr. „Versündige dich nicht noch mehr! Hast du denn gar kein Gewissen und keine Furcht vor Gottes Gerechtigkeit? — Ach, wenn ich daran denke, was du mir für Leid angetan hast, möchte mir das Herz brechen! Aber du bist mein Bruder, und ich will dir nicht fluchen! — So lange ich lebe jedoch, sollst du die Schwelle meines Hauses nie wieder betreten. — Geh! Geh, und Gott verzeihe dir dein Unrecht.“ —

Mit einem halblaut gemurmelten Verwünschungsworte, ging der Graf Waldemar und voll Schmerz und Trauer sah ihm der älteste Bruder nach.

---

Rüdiger war ein ehrenvoller Auftrag zuteil geworden: Oberst von Freiberg schickte ihn, im Auftrage des Königs, mit wichtigen Depeschen zu dem Prinzen Ferdinand von Braunschweig, der die Franzosen jenseits der Weser in Schach zu halten suchte. — Beglückt und wohlgeputzt ritt der junge Leutnant mit seinen Begleitern von dannen, und allerlei freundliche Zukunftsbilder bewegten seine Seele.

Er dachte an Mutter und Schwester, an die Großeltern, an Mühm Balz, und nicht zuletzt und nicht am wenigsten an Hilde Walldorf!

Er hatte sie nicht wieder gesehen, denn der Krieg gestattete ihm keine Zeit für Privatinteressen, aber er

hatte ihr verschiedenemale, bei Gelegenheit, Botschaft gesandt. — Und neulich nun, — was für eine Freude! — erhielt auch er einen Brief von ihr und ihrem Vater!

Da ward sein Herz froh und hoffnungssicher. Vorläufig freilich schien noch keine Aussicht auf Frieden zu sein, aber Hilde und er waren ja so jung und konnten schon in Geduld warten. —

Unterdessen fiel ihm beim Weiterreiten ein, daß hier in der Nähe seines Weges das Heidedorf, wo die Eltern gewohnt hatten, liegen müsse. Er sah nach seiner Karte; und richtig, der nächste Ort war die Kreisstadt, zu der das Dorf gehörte.

Da überkam ihn plötzlich ein unwiderstehliches Verlangen, sein Geburtshaus zu sehen und die Stätte kennen zu lernen, wo sein geliebter, armer Vater so lange gelebt und gesitten hatte. —

Der Umweg, wenn es überhaupt einer war, konnte nur wenige Minuten betragen. Er hatte so wie so in der Stadt rasten und die Pferde füttern lassen wollen. Das konnte aber ebenso gut im Dorfkrug geschehen, und während dann die Mannschaften sich und die Tiere versorgten, hatte er Zeit genug, die Pfarre aufzusuchen und Erfundigungen einzuziehen.

Gedacht, getan!

Im schlanken Trabe gings durch die Gassen der Kreisstadt, nach dem Heidedorfe hinaus. Bald war das Ziel erreicht. Die Reiter saßen ab und machten sich's und den Tieren bequem.

Zuerst waren die Bauern erschrocken zusammen gelaufen, bei dem unerwarteten Besuche. In diesen unglückseligen Zeiten wußte man ja nie, ob man vor feindlichem Zuspruch und Nebenfall sicher war. —

Der Leutnant beruhigte aber die Furchtsamen schnell, und ließ sich dann von einem halbwüchsigen Jungen den Weg nach dem Pfarrhause zeigen. —

Da er nach jener Nachricht von vor Jahren bestimmt glaubte, daß Pastor Schröder tot sei, erwartete er bei dem fremden Nachfolger freilich nicht viel Auskunft über die Seinen. Aber die Grabstätten der Brüder und das Heidehaus konnte er ihm gewiß zeigen. Es widerstrebe ihm, einen Bauer danach zu fragen und unnötige Neugier zu erregen. —

So trat er denn ahnungslos über die Schwelle des Pfarrhauses!

Bei seinem Eintritte erhob sich ein silberhaariger Greis vom Studiersessel, um den Ankömmling zu begrüßen.

In demselben Augenblicke aber blieb er wie gebannt stehen und starrte entgeistert auf den Jüngling.

Doch schnell genug kam wieder Leben in seine Gestalt. Beide Arme streckte er dem Ueberraschten entgegen und rief fast jauchzend:

„Endlich! — Endlich! Das ist Rüdiger Wilde, der Sohn meines armen Freundes Heinrich!

Herr, mein Gott, ich danke dir, daß du mich diese Freude noch erleben läßtest! —

Nun wußte Rüdiger Bescheid. Mit einem Freudenrufe beugte er sich über die Hände des ehrwürdigen Greises.

Er hatte ja von Jugend auf so viel von diesem treusten Freunde seiner Eltern gehört, daß es ihm nun war, als ob er ihn schon immer persönlich gekannt habe.

„Ihr lebt! Herr Pastor, Ihr lebt! —

„Ah, was werden die Mutter und Maria sagen!“

Stürmisch umarmte und küßte er den Alten.

„Kein Tag verging, wo nicht von euch gesprochen wurde!“ —

„Aber dein Vater? dein Vater?“ drängte Schröder erwartungsvoll. — „Ich habe gute Nachrichten für ihn.

Die Heimat seiner Ahnen ist gefunden, und ein reiches Erbe harret seiner.“ —

Da senkte der Jüngling traurig den Kopf.

„Mein teurer Vater lebt nicht mehr! Kurz nach seinem Begzuge von hier wurde er bei einem räuberischen Überfall tödlich verwundet und aller Habe beraubt! In der niederschlesischen Stadt Schwiebus ist er gestorben und begraben.“ —

Der Greis seufzte tief und schmerzlich:

„Wie unerforschlich und unbegreiflich sind doch Gottes Wege! — Aber es geziemt uns nicht zu murren und zu klagen. — Es ist der Herr, er tue, was ihm wohlgefällt! —

Und nun komm, mein Sohn, und erzähle mir ausführlich von euch und eurem seitherigen Ergehen. — Nachher werde ich dann berichten, und du wirst wahrscheinlich aufs höchste Staunen.“

Inzwischen erschien auch die alte Frau Pastorin, mit einem Imbiß für den fremden Gast. —

Welches Staunen und welche Rührung, als sie seinen Namen und seine Herkunft erfuhr! Mit Tränen hieß sie den Langgesuchten willkommen und diese Tränen wollten gar nicht aufhören zu fließen, als Rüdiger seine und der Seinen ergreifende Geschichte zu erzählen begann.

Auch der greise Geistliche war tief bewegt, und es dauerte Minuten, ehe er nach dem Schlusse Worte fand. Endlich reichte er dem Jüngling die Hände und sagte feierlich:

„Der Herr hat alles wohlgemacht! Ihm sei Lob, Preis und Anbetung von nun an bis in Ewigkeit! — Amen! —

Und nun, mein Sohn, höre, was ich dir zu melden habe:“

Erklärte nun ausführlich alles auf, was Rüdiger an dem Leben seines Vaters noch dunkel war, und kam

dann nach und nach auf die neueren Ereignisse und den Besuch des alten Grafen Wildenau zu sprechen.

Hier sprang der stattliche Offizier mit einem Jubelrufe in die Höhe:

„Meines Vaters Vater lebt noch! Ich habe noch einen richtigen leiblichen Großvater! —

Ach, was werden die Mutter und Maria sagen! —

Daß nun endlich seine Herkunft klar gestellt war und ein reiches, irdisches Erbe seiner harrte, schien ihm weniger Eindruck zu machen, als die Nachricht, daß seines teuren Vaters Vater noch am Leben sei und auf ihn warte. —

Er hatte ja eigentlich nie an seiner edlen Abkunft gezweifelt, und alle Erzählungen der Mutter, sowie der Fund des Siegelringes und die Begegnung mit dem alten Haushofmeister, ließen eine ähnliche Lösung voraussehen. —

Die soeben erfolgte Bestätigung kam ihm darum garnicht so überraschend. Erst viel später fiel ihm ein, daß es doch eigentlich herrlich sei, daß ihm Hilde Walldorf nun kein Opfer zu bringen brauche! — Und auch an Muhm' Balz und ihre Prophezeihungen mußte er denken; und da lachte er mit einem male laut auf.

„Die Freude!“ „Ach, die Freude,“ wenn er nun wirklich als Graf wiederkam! —

Dankbaren Herzens erzählte er Pastor Schröder von der treuen Schützerin seiner Kindheit und ihrem originellen Wesen. Auch an die guten Großeltern Pohl lang wurde nochmals in Liebe gedacht, und Schröders freuten sich innig, daß Gott den Verlassenen in der Fremde so treue Seelen zugeführt hatte. — — —

Nachher bat der Gast den Geistlichen, ihm das Heidehaus und die Ruhestätten seiner beiden verstorbenen Brüder zu zeigen. Bereitwillig machte sich der noch sehr rüstige 87 jährige Mann zum Gange fertig;

und bald stand Rüdiger tief ergriffen in der dürfstigen Lehmkate, wo er das Licht der Welt erblickt hatte. —

Der jetzige Besitzer wußte garnicht, was er von dem vornehmen Besuch zu halten hatte. Schon und ehrfürchtig sah er auf den jungen Offizier und wagte kaum zu antworten. Noch weniger aber konnte er begreifen, daß diesem auf ein paar unverständliche Worte des Pastors hin die Tränen in die Augen schossen.

Schröder hatte nämlich auf lateinisch dem Jüngeren die Einrichtung des Zimmers erklärt; und dieser, der fleißige Schüler des gelehrten Magisters Knispel, hatte alles verstanden:

An jenem plumpen Tische saß sein teurer Vater sonntäglich lesend und schreibend. Dort drüben in der Ecke spann die Mutter ihren feinen Faden. Da stand seine eigne Wiege. Dort spielte Maria; und auf jener Schwelle tat Bernhard den unglücklichen Fall.

Greifbar deutlich stand die Vergangenheit vor ihm, und nur mit Mühe vermochte er seiner Bewegung Herr zu werden. —

Auch das Moor sah er, wo einst der armselige Heidebauer Tag aus Tag ein mühsam um sein Brot gerungen hatte. — Nicht weit davon war die Stelle, wo der lebensfrische Heribert so jählings und unreitbar in der Tiefe versank. —

Da kamen ihm aufs neue die Tränen, und er lehnte sich erschüttert an den alten Freund.

„Ach, Herr Pastor, warum haben wohl meine armen Eltern, insonderheit mein unglücklicher Vater, soviel Jammer durchmachen müssen?“

Liebevoll legte der Greis den Arm um den Jüngling und sagte ernst:

„Was ich tue,“ das weißt du jetzt nicht, du wirst es aber hernach erfahren, spricht unser Herr und Heiland. Gott ist die Liebe, und alles was er tut, geschieht wahr und wahrhaftig nur zu unserem Besten!“ —

Dankbar und getrostet neigte sich der Offizier und küßte die Hand des ehrwürdigen Mannes.

Von Bernhards wohlgeflegtem Kindergrabe neben der alten Kirche nahm Rüdiger eine freundlich-wehmütige Erinnerung mit. —

Unterdessen war aber seine Zeit abgelaufen, und er mußte zum Abschiede rüsten. —

In herzlicher Dankbarkeit sagte er dem Pastor und seiner Gattin Lebewohl.

„Und nicht wahr, wenn ich erst daheim bin und alles in Ordnung ist, dann darf ich wiederkommen und sie beide holen.“

Der Greis schüttelte lächelnd den Kopf.

„Nein, mein lieber Sohn, so alte Bäume soll man nicht mehr verpflanzen. — Läßt uns in Ruhe und Frieden hier unserer Heimfahrt harren. — Allzu lange werden wir wohl kaum noch warten brauchen. — Aber wenn du später mal Lust hast, dem alten Heidepastor und seiner Geliebtesten eine große Freude zu machen, dann komme und sieh dich nach ihnen um. — So einem reichen Herrn, wie du werden sollst, wird ja das Reisen sehr leicht gemacht. — Und vielleicht begleitet dich dann gar eine junge Frau Gräfin.“

Rüdiger wurde wider Willen rot, und der schalkhafte Greis drohte lächelnd mit dem Finger.

„Ei, ei, am Ende hat sich wohl gar schon etwas angesponnen! — Und nun zieh mit Gott, mein Sohn. — Und wenn du nach Schwiebus kommst, dann grüße die werte Frau Mutter und unsfern Liebling Maria tausendmal! Auch die lieben Freunde grüße unbekannterweise und sage ihnen, daß ich mich darauf freue, sie in der oberen Heimat kennen zu lernen. — Zuguterletzt oder vor allem vergiß auch den Herrn Großvater in Wildenau nicht. — Das war ein feiner Mann, ein Mann nach meinem Herzen; und ich wünsche ihm inbrünstig, daß er sich noch recht lange seines prächtigen

Enkels und eines ungestörten Familienglückes erfreuen darf." — —

Wie ein Vater den Sohn, küßte und segnete der ehrwürdige Greis den jungen Soldaten und sah ihm feuchten Auges nach, als er mit seinen Begleitern grüßend und winkend am Pfarrhause vorbeiritt. —

"Ob wir den herrlichen Jungen noch einmal wiedersehen werden, Mutterchen? — Nun, wie der Allmächtige will! — Gott sei Lob und Preis für diesen kostlichen Tag!" —

---

### 15. Kapitel

---

#### Krieg und andere Ereignisse.

Nach dem Abzuge der letzten russischen Truppen unter dem Kosaken-Oberst Persiljew am 6. Dezember 1759 hatte Schwiebus, wie schon erzählt, etliche Wochen Ruhe.

Leider dauerte die Freude nicht lange. Schon am 10. Januar 1760 stellte sich abermals ein starkes Kommando von Husaren und Kosaken unter dem Leutnant Angelow ein. Sie nahmen alsbald eine arge Pferdeplünderung vor und verlangten Lebensmittel und Geld. — Doch konnte man dem Anführer nur 20 Taler Douceur geben. —

Naum waren sie abgezogen, so kam am 15. Februar eine neue Invasion von noch wilderen Kosaken. Diese machten es zehnmal schlimmer, als ihre Vorgänger: Sie fielen fengend und plündernd in die Häuser, zerstörten alle Geräte und schlugen die unglücklichen Einwohner auf eine barbarische Weise. Sonderlich auf der sogenannten halben Stadt hausten sie wie Teufel. Endlich gelang es, für den Offizier 45 Taler aufzutreten. — Da verließen sie denn endlich die Stadt und beglückten die umliegenden Dörfer. —

Allein schon am 21. Februar war neuer Besuch und nicht besserer da! Der gefürchtete russische Oberstleutnant Böcker kam mit 800 Husaren und Kosaken und forderte auf angeblichen Befehl des Generals Tottleben 4000 Taler Kontribution.

Nach vielem Bitten und Vorstellen, wurden endlich 2000 Taler Kontribution und 345 Taler Douceur-Gelder angenommen. Daraufhin zog das Detachement ab. Zehn Kosaken aber hatten sich heimlich in der Stadt verborgen. In der Nacht brachen sie hervor und versuchten, die Färberei des reichen Herrn Jacobi auszurauben und niederzubrennen.

Aber der Besitzer mit seinen Leuten setzte sich energisch zur Wehr, und es entstand ein ungeheurer Tu-mult. Die Bürger läuteten die Sturm-glocke und stießen in die Alarm-Trompete. — Die Menge der infolgedessen herbeieilenden bewaffneten Einwohner erschreckte die Räuber derartig, daß sie sich alsbald aus dem Staube machten. — — — — —

Den ganzen Sommer 1760 hindurch ging es nun in Schwiebus in dieser Weise weiter. Kaum einen Tag kam die Stadt zur Aufatmung und Ruhe.

Das tägliche, ausführliche Tagebuch Pastor Knispels aus jener schrecklichen Zeit liegt im ersten Originaldruck vom Jahre 1763 vor mir, aber es ist unmöglich, alle Greuelstaten zu berichten! —

Unterdessen hatte sich die Prinz Heinrich'sche Armee von Landsberg a. W. nach Gleizen und Meseritz in Posen begeben, und das Golzische Korps schlug bei Kloster Paradies, dicht bei Schwiebus, sein Lager auf.

Am 31. Juli 1760 marschierten die preußischen Truppen durch die Stadt und die umliegenden Dörfer nach Padligar, bei Züllichau, wo das Hauptquartier sein sollte. —

Das Jahr 1760 hatte sich bekanntlich für den großen König anfangs sehr unglücklich gestaltet, denn Oester-

reich bot alles auf, Schlesien wieder zu gewinnen. — Die Festung Glatz fiel in Feindeshand; Breslau, nur schwach besetzt, schwiebte in größter Gefahr, und außerdem war ein neues russisches Heer im Anzuge begriffen. — Doch der Heldenkönig ließ den Mut nicht sinken. Er schickte seinen Bruder Heinrich gegen die Russen und ging selber von Sachsen nach Schlesien. —

Prinz Heinrich wollte zuerst die ihm übertragene schwierige Aufgabe nicht übernehmen. Aber Friedrich schrieb ihm aufmunternd:

„Es ist nicht schwer, mein lieber Bruder, Leute zu finden, die dem Staate in bequemen und glücklichen Zeiten dienen. Gute Bürger sind jedoch diejenigen, welche ihm in unglücklichen Zeiten ihren Dienst nicht versagen. Dauernder Ruhm stützt sich auf Ausführung schwieriger Dinge, je mehr sie dies sind, desto mehr ehren sie. Ich glaube dir deshalb nicht, daß es dir Ernst mit dem sei, was du mir schreibst. — Sicherlich können wir beide für den Ausgang bei der jetzigen Lage der Dinge nicht verantwortlich sein; aber sobald wir alles getan haben, was wir vermögen, wird unser eigenes Gewissen und die Welt uns Gerechtigkeit widerfahren lassen. Wir werden für die Ehre und das Vaterland kämpfen; ein jeder wird das Seine tun, damit es gelinge. — Die Überzahl schreckt uns nicht!“ — — — — —

Der Sieg bei Liegnitz am 15. August 1760 gab Friedrichs Lage wieder eine günstigere Wendung. — Diesmal hatte sich Hans Joachim von Ziethen, der berühmte Reiteranführer, wieder besonders ausgezeichnet, und er wurde noch auf dem Schlachtfelde zum General der Kavallerie ernannt. —

Inzwischen waren Russen, Österreicher und Sachsen in die Mark eingefallen. Am 3. Oktober 1760 stand Tottleben mit 5000 Mann vor dem schlesischen Tore vor Berlin und verlangte die Übergabe der Stadt.

Drinnen waren nur 1500 Mann Besatzung, unter dem greisen Feldmarschall von Lehwaldt. Auch der fühe, in der Genesung begriffene Seydlitz (er war bei Kunersdorf bekanntlich schwer verwundet worden), befand sich zur Zeit in Berlin. —

Trotz des Bombardements hielt sich die Stadt bis aufs Äußerste, und der franke Seydlitz brachte die Nächte in der Batterie am schlesischen Tore zu. — Aber die Übermacht war zu groß, und die tödesmutige Tapferkeit der kleinen Schar unterlag dem Ansturm der Feinde.

Am 9. Oktober 1760 kapitulierte Berlin und die Russen zogen ein. —

Es wäre der preußischen Hauptstadt wahrscheinlich sehr schlecht ergangen, wenn nicht der russische Oberbefehlshaber Tottleben ein geborener Deutscher gewesen wäre. — Er nahm zwar  $1\frac{1}{2}$  Million Taler Kriegssteuer, sowie die vorrätigen Gewehre und Lebensmittel, behandelte die Stadt aber sonst mit anerkennungswertter Milde.

Den Vororten von Berlin, wo Österreicher und Sachsen lagen, erging es viel schlimmer. In Charlottenburg namentlich häusten die Sachsen schrecklich; und Schönhausen wurde ganz verwüstet. — Sanssouci schützte zum Glück der edelfinnige Esterhazy. —

Erst am 13. Oktober, auf die Meldung, daß König Friedrich nahe, zogen die Feinde ab.

Friedrich hätte jetzt mit seinen Truppen am liebsten Winterquartier bezogen, um den ermatteten Mannschaften etwas Ruhe zu gönnen. Aber er sah ein, daß er doch noch eine entscheidende Schlacht wagen müsse, um endlich Daun und den Russen die Lust zum Vordringen zu nehmen. —

So folgte er denn den Österreichern nach Sachsen, und am 3. November 1760 fand bei Torgau eine der blutigsten Schlachten statt, die die Welt je gesehen hat.

Der König selbst war mitten im ärgsten Feuer und schwiebte in der größten Gefahr. Zwei Pferde wurden ihm unter dem Leibe getötet. Eine Kugel schlug sogar gegen seine Brust und machte ihn einen Augenblick bewußtlos. Zum Glücke trug er einen dicken, pelzgefüllten Mantel, der das Aergste verhütete. —

Ziethen verrichtete auch hier wieder Wunder der Tapferkeit. Er hatte den Feinden einen großen Teil ihrer Kanonen genommen und trieb sie nun mit ihren eigenen Geschüßen in die Enge. —

Bis in die Dunkelheit wogte der wilde Kampf; und man wußte immer noch nicht, wer gesiegt hatte. Der König verbrachte die Nacht in der Kirche zu Elsnig. Mit lautem Freudengeschrei wurde er am andern Morgen geweckt: Ziethen hatte endgiltig den Sieg gewonnen, und keines Wortes mächtig schloß der Monarch den tapferen General in die Arme.

---

Aber wir kehren noch einmal zu dem Tage zurück, an dem die preußischen Truppen durch Schwiebus zogen.

An jenem 31. Juli 1760 war schon in aller Morgenfrühe in dem kleinen Hause an der Stadtmauer Leben: Rüdiger hatte Botschaft geschickt, daß er sich im Gefolge der Armee des Prinzen Heinrich befände und wahrscheinlich auch den Weg durch die Stadt nehmen würde.

Nun rüsteten die Seinen, in froher Eile, zum festlichen Empfange des geliebten Gastes. — Alle Not der letzten Wochen war vergessen, und in freudiger Erwartung blickte man dem Herannahen der Truppen entgegen. —

Lange, lange hatten sie nichts mehr von dem Sohne gehört, und gar oft waren ihre Herzen in großer Angst und Sorge um sein Leben und Wohlergehen gewesen.

Nun kam er, Gott sei Dank, selber! Wie viel würde er da zu erzählen und zu berichten haben! —

„Ach, wenn er nur schon da wäre!“ seufzte die Mutter. Die Balzerin aber ließ voll Unruhe und Ungeduld von einem Fenster zum andern. —

„Kommst mei Jungen denn immer noch nich!“

Meister Gottfried lachte sie weidlich aus und hatte, wie immer, seinen Spaß mit ihr.

„Ihr seid ja reine täfsl (närrisch) Balzern. Keine Braut kann sehnslüchtiger auf den Hochzeiter warten, wie ihr auf den Jungen.“

Aber die gute Alte ließ sich nicht beirren.

„Red' er aaf kee Ton, Herr Gevatter. Mich macht er nich tumm! Denkt er verleichte, iche hutt's nich gesah'n, wie er in der Frühe (in der Frühe) uf'n Buden gekruchten is un aus'm Dachfanster (Fenster) gekuckt hot, ob de Suldoten bale kinnen? — Nee, nee, nach a Russenpack hot er nie nich a su getوان.“ —

Jetzt war das Lachen auf der Balzerin Seite, und der gute Großvater stimmte heiter mit ein. —

Unterdessen ertönte draußen mit einem male Hornmusik und Trommelwirbel. Der Durchzug der preußischen Armee begann.

Freudig erschrocken fuhren Frau Elisabeth und die andern in die Höhe:

„Sie kommen! Sie kommen!“

In erwartungsvoller Hast drängten alle vor die Tür. — Kopf an Kopf standen die Bürger bereits auf der Gasse und winkten begrüßend den Einziehenden entgegen. Auch viel inbrünstige Wünsche für den ferneren und endlichen Sieg der preußischen Waffen wurden laut, und manch' heiße Gebet darum stieg zu Gottes Thron auf. —

Rüdiger war vorerst nicht zu sehen, und schon überfiel die Mutter heiße Angst, daß er vielleicht einen andern Weg habe nehmen müssen.

Da klapperten plötzlich hinter ihrem Rücken Pferdehufe auf dem holprigen Pflaster. Der junge Offi-

zier hatte es nicht erwarten können, zu den Seinen zu gelangen und war durch eine Seitengasse geritten, um die Lieben zu überraschen. —

War das eine Freude!

Mit unsäglichem Mutterstolze blickte Frau Elisabeth auf den stattlichen, von Wind und Wetter gebräunten Sohn. —

„Mein Rüdiger, mein geliebter Junge! — Gott sei Lob und Dank für diese Gnade!“

„Zärtlich küßte der Leutnant die zitternde Frau:

„Frau Mutter, mein liebes, gutes Mutterchen!“

Und dann kamen die andern an die Reihe, und es gab ein frohes, eifriges Hin- und Herreden. —

Maria hatte aufgetischt, was die ausgeplünderte Stadt noch hatte liefern können; und der gesunde, hungrige Offizier tat dem einfachen Mahl alle Ehre an. —

„Du meinst es zu gut, Schwesterherz, nun bin ich wirklich satt; aber so prächtig hat es mir lange nicht geschmeckt! — Alle meine Leibgerichte! Das lasse ich mir gefallen!“

In der ersten Freude des Wiedersehens hatte Rüdiger garnicht daran gedacht, daß er der Träger einer wichtigen und frohen Botschaft war. — Jetzt fiel es ihm plötzlich fast mit Schrecken ein, denn ach, er hatte nicht mehr allzu lange Zeit: noch vor Sonnenuntergang mußte er die Nachhut des letzten durchmarschierenden Armeekorps eingeholt haben.

Schon dieser kurze Urlaub war eine Auszeichnung für seinen glücklich verlaufenen Melderitt zum Prinzen Ferdinand von Braunschweig gewesen. — Eigentlich hätte er schon vor etlichen Tagen und auf einem ganz anderen Wege zu seinem Regemente stoßen müssen. Aber Oberst von Freiberg war noch immer sein Gönner und väterlicher Freund, und auf die überraschende Mitteilung von den Enthüllungen im Heidevorfe, rief er erfreut:

„Nun schnell mit dieser Botschaft zur Frau Mutter, mein Junge. — Die Armee des Prinzen Heinrich marschiert nächstens über Schwiebus gegen die Russen. Du kannst dich ihrer Nachhut anschließen und ein paar Stunden bei den Deinen absteigen. —

Schade, daß ich die Freunde nicht mitansehen kann! Aber ich habe es ja immer geahnt, daß es mal so kommen würde! — Nun brauchst du freilich meinen Namen nicht mehr!“ —

In begeisterter Dankbarkeit warf sich der Jüngling an des verehrten Mannes Brust. —

„Herr Oberst, niemals kann ich euch vergelten, was ihr an mir getan habt!“

Gerührt wehrte der wackere Offizier den weiteren Dankesergießungen.

„Beeile dich, mein Sohn, es ist keine Zeit zu verlieren. — Vermelde der Frau Mutter meinen Respekt und grüße die andern, insonderheit meinen alten Freund Knispel. In etlichen Tagen treffen wir uns voraussichtlich wieder auf dem Zuge nach Schlesien. — Du bist dann auch gleich auf dem Wege zur Heimat deiner Väter, und das erste Begegnen mit deinem Herrn Großvater, dem alten Grafen Wildenau, muß ich mit erleben. — Und nun reite mit Gott und bleibe gesund.“ —

Auf diese Weise war Rüdiger also nach Schwiebus gekommen und saß nun glücklich unter den Seinen. —

Fast stockend begann er jetzt von seinem Ritte nach dem Heidedorfe zu erzählen:

„Ich war im Moor und in der Lehmkate, Frau Mutter, und — ich habe alles gesehen, auch die Ruhestätten der Brüder, und die Kirche, wo ich getauft bin.“

Frau Elisabeth weinte leise und merkte kaum, daß der Sohn langsamer, wie um sie nicht zu erschrecken, fortfuhr: „und der gute, alte Pastor Schröder lebt noch und er hat mir alles gesagt!“ —

Mit einem Schrei fuhr die Witwe in die Höhe:

„Er lebt noch! O Gott, ich danke dir! Dann weißt du also den Namen des teuren Vaters und auch, wo seine Heimat ist?“

Der Jüngling nickte ergriffen:

„Ja, ich weiß alles, und die Duplikate der diesbezüglichen Dokumente sind in meinen Händen. Die Originale hat mein Großvater, der noch lebende Graf Bernhard Wildenau auf Wildenau in der Nähe von Liegnitz!“ —

So lange hatte die Balzerin stocksteif vor Staunen und Überraschung wohl noch nie auf ihrem Stuhle gesessen. Jetzt konnte sie sich nicht länger halten. Wie eine Feder schnellte sie in die Höhe und rief jubelnd:

„Wer hot nu recht? Ha ich's niche schund immer geseyt, met Jungan wär a Grafe? Nun nu is a werklisch a Grafe! Die Freude! Nee, die Freude, daß ich su was nuch derlaben därf!“

Wie ein Kreisel fuhr sie in der Stube umher, bis Meister Gottfried lachend sagte:

„Na, Balzern, nun habt ihr ausnahmsweise wirklich recht gehabt.“ —

Alle lachten.

Rüdiger aber legte den Arm um die treue Alte und rief liebevoll:

„Gute Muhm Balz, ja ihr habt recht gehabt, und wie freue ich mich, daß ich nun euch und den lieben Großeltern so Gott will alle Liebe vergelten kann!“ —

Er erzählte nun ganz ausführlich von seinem Ritte zum Prinzen Ferdinand von Braunschweig, und wie ihm unterwegs, wie von Gott eingegeben, der Gedanke gekommen sei, das Heidedorf aufzusuchen. —

Er schilderte die unerwartete Begegnung mit Pfarrer Schröder und all' die weiteren Ereignisse. — Auch nicht die geringste Kleinigkeit wurde vergessen, und die Zuhörer lauschten in atemloser Spannung.

Frau Elisabeth saß ganz still mit gefalteten Händen. Die Macht der Erinnerung hielt sie gefangen; und mit heißer Sehnsucht gedachte sie jener schweren Zeit an Heinrichs Seite, in der armseligen Lehmkate auf dem Moore.

Pfeilschnell flogen die Bilder jener längst vergangenen Tage an ihrem geistigen Auge vorüber. — Noch einmal durchlebte sie den Jammer bei Heriberts und Bernhards Tode; und ihr Herz blutete, wenn sie an des geliebten Mannes Schmerz und Verzweiflung über den Verlust der hoffnungsvollen Knaben dachte. —

Ach, warum hatte der Schwereprüfte diesen herrlichen Tag nicht erleben dürfen!

Wie würde er sich über seinen prächtigen Rüdiger gefreut haben, und wie inbrünstig hätte er Gott gedankt, daß die unsägliche Last des vermeintlichen Brudermordes von seiner Seele genommen sei! —

„Warum? Herr, warum?“ flüsterte sie leise und weinte bitterlich. — —

Da fasste Rüdiger ihre Hände und sagte liebevoll: „Weint doch nicht so, beste Mutter. — Ich kann das nicht sehen, daß ihr euch grämt. — Der gute Pastor Schröder wußte mich neulich gar erbaulich zu trösten, als ich am Moor und an Heriberts Grab dieselbe Frage tat. Er rief mir das Wort unseres Herrn und Heilandes ins Gedächtnis:

Was ich tue, das weißt du jetzt nicht, du wirst es aber hernach erfahren!

Und zum Schlusse sagte er:

Gott ist die Liebe und alles, was er tut, geschieht wahr und wahrhaftig nur zu unserem Besten.“ —

„Du hast recht, mein teurer Sohn,“ sagte die Witwe ernst. „Nein, ich will nicht mehr fragen und klagen. Der Herr hat mir so überschwängliche Gnade erwiesen, daß es eine Sünde wäre, ihm nicht dafür von ganzem Herzen Dank zu sagen.“ —

Inzwischen war die kurze Urlaubszeit fast verstrichen, und der junge Offizier mußte zum Abschiede rüsten, da er ja auch noch Pastor Knispel einen kurzen Besuch abstatten wollte, um ihm die Grüße des Obersten von Freiberg zu überbringen.

Kurz vor dem Aufsitzen erschienen außerdem noch etliche gute Nachbarn und Jugendfreunde von Rüdiger um ihm guten Tag zu sagen.

Jetzt feierte die brave Balzerin ihren Triumph, und freudestrahlend erzählte sie den Bekannten die große Neuigkeit. — —

Da gab es ein allgemeines Staunen und Verwundern, und halb ehrerbietig, halb scheu, betrachteten die Genossen ihren alten Kameraden. Der aber lachte sie heiter an und sagte herzlich:

„Freunde, lasst euch nicht verblüffen. Ich bleibe immer derselbe, und wenn später mal einer von euch nach Wildenau kommt, dann soll er mir von ganzem Herzen willkommen sein.“

Da schüttelten sie ihm freundschaftlich die Hände und gingen mit aufrichtigen Wünschen für sein ferneres Wohlergehen davon. —

Der Abschied von den Lieben, insonderheit von Mutter und Schwester, wurde dem jungen Offizier diesmal fast noch schwerer als sonst, da er sich um sie ängstigte.

Die fortgesetzte Invasion von feindlichen Truppen brachte stets die größte Gefahr mit sich, und niemand war seines Lebens sicher. Allenthalben merkte man der Stadt die schweren Plünderungen und Brandschatzungen an; und die Kunde von den an Frauen und Mädchen verübten Greuelstaten war dem besorgten Sohn und Bruder nicht verborgen geblieben. —

Dazu war Großvater Pohl lang schon alt und schwach und konnte bei schlimmen Gästen wohl kaum noch ein großer Schutz sein.

Aber der gute Meister Gottfried beruhigte den Abziehenden:

„Sei ohne Sorge, mein Junge, der alte Gott lebt noch, und ohne seinen Willen fällt kein Haar von unserm Haupte! Sobald ein Feind sich wittern lässt, sperre ich meine Frauensleute in das sichere Kellerversteck. Das findet so leicht kein Uneingeweihter.“ —

Herzlich küßte der Offizier den ehrwürdigen Greis.

„Habt tausend Dank, liebwerter Herr Großvater, und Gott schütze euch allesamt bis zum frohen Wiedersehen!“

Pastor Knispel hatte bereits durch Maria von Rüdigers beabsichtigtem Kommen gehört. Nun stand er schon seiner harrend am Fenster und eilte ihm freudig entgegen. — Viel Zeit war ja nicht mehr, aber es gab doch ein frohes Begrüßen zwischen Lehrer und Schüler, und in aller Eile wurde auch noch die große Neuigkeit von den Erlebnissen im Heidedorfe mitgeteilt. —

Da staunte der wackere Geistliche über alle Maßen und freute sich von ganzem Herzen über das Glück der lieben Freunde. — Mit einem Gegengruße an Oberst von Freiberg entließ er den Jüngling und wünschte ihm des Allmächtigen Segen für seinen ferneren Lebensweg.

Zur verabredeten Zeit traf Rüdiger wieder bei seinem Regimente ein, und nun ging es in Eilmärschen nach Schlesien.

Als die Schlacht bei Liegnitz geschlagen und gewonnen worden war, durfte unser junger Freund endlich an das Aufsuchen von Wildenau und an die erste Begegnung mit dem unbekannten Großvater denken.

Herr von Freiberg erwirkte sich und ihm einen kurzen Urlaub und dann machten sich beide auf den Weg.

Rüdiger Wildes Herz schlug fast hörbar, als er durch die stille Dorfstraße ritt und bald darauf vor dem Schlosse seiner Väter hielt.

Würde ihn der Großvater gleich erkennen, wie Pastor Schröder und der alte Haushofmeister, oder würde er die mitgebrachten Dokumente und den Siegellring als Beweise seiner Abkunft vorlegen müssen?

Fester krampfte sich seine Rechte um die Atteste in der Tasche, und seine Brust hob und senkte sich vor gewaltiger, innerer Erregung.

In herzlicher Teilnahme blickte Herr von Freiberg auf den erschütterten Jüngling. Auch er war tief bewegt, denn das Schicksal des ihm so lieben Jungen war ihm nicht gleichgültig. — —

In diesem Augenblicke ertönte plötzlich ein lauter Freudenschrei und erschreckte sie fast: Vom Portale her kam ein alter Mann angestürzt und gestikulierte in höchstem Entzücken mit beiden Armen.

„Graf Heinrichs Sohn! Graf Rüdiger, unser junger Graf ist da! — Endlich! Endlich! Gott sei Lob und Dank!“

Gleich darauf hielt er Rüdigers Hände umklammert und küßte sie unter heißen Tränen. —

„Mein junger Herr Graf; mein teurer junger Herr! O, nun ist alles gut! — Wie wird sich der Herr Großvater freuen! — Kommt, kommt zu ihm! —

Doch halt, gestattet zuvor, daß ich euch anmeldе, denn er ist erst kürzlich schwer und lange frank gewesen, und das jähre Glück könnte ihm schaden.“ —

So schnell ihn seine Füße trugen, lief der Greis davon, um seinem geliebten Herrn die Freudenbotschaft zu überbringen.

Ahnungslos saß unterdessen Graf Wildenau im Gartensaale des Schlosses, der auf der Parkseite lag. Er war mißgestimmt und betrübt, denn seine Genesung ging nur langsam vorwärts. Wer weiß, wie lange es noch dauern möchte, bis er endlich imstande sein würde, selber energische Schritte zur Auffindung des Enkels zu tun.

Er seufzte tief und schwer.

„Lieber Herr und Gott, laß mich doch noch diese Freude und Genugtuung erleben!“

Von dem, was inzwischen am Hauptportale geschah, konnte er weder etwas hören noch sehen. — Er schrocken fuhr er darum in die Höhe, als jetzt der alte Anton angestürzt kam und schon von weitem atemlos rief: —

„Er ist da! Gräßliche Gnaden, er ist da!“

„Wer denn?“ fragte der Graf fast unwillig über die Störung. —

„Graf Heinrichs Sohn, — Graf Rüdiger, — unser junger Herr Graf!“ —

Mit einem Schrei warf der Genesende Kissen und Decken zurück und stand kerzengrade in dem vom Sommersonneenlichte durchfluteten Saale. —

„Wo? wo ist er?“

Und da schritt er eben über die Schwelle, der jüngste Sproß des alten, guten Geschlechts! — Sehnsucht und Ungeduld trieben ihn hinter dem anmeldenden Diener her. —

„Rüdiger, mein Enkel! Sohn meines geliebten Heinrich!“ schrie Graf Bernhard auf. Keinen Augenblick kam ihm ein Zweifel. Der da vor ihm stand im weißen Koller der Kochow'schen Kürassiere mit dem blitzenden Panzer, hoch und schlank in Jugendkraft und Schönheit, das war Fleisch von seinem Fleisch und Blut von seinem Blut, das fühlte er deutlich! —

„Rüdiger! Rüdiger!“ rief er noch einmal.

Und schon stand der stattliche Offizier neben ihm und umschlang ihn mit beiden Armen. — — —

Herr von Freiberg war längst beiseite gegangen. Mit herzlicher Genugtuung hatte er die Anerkennung seines Lieblings von weitem miterlebt. — Nun wollte er die beiden erschütterten Menschen nicht stören. —

Aber allzu lange blieb er nicht allein:

Rüdigers dankbares Herz vergaß den väterlichen

Freund und Gönner im Glücke nicht. — In freudiger Eile suchte er selber den verehrten Mann auf:

„Herr Oberst, liebwerter Herr von Freiberg, der Herr Großvater bittet um euren Besuch.“

„Ei, so muß ich wohl kommen,“ versuchte der wackere Soldat zu scherzen und faßte liebevoll des Jüngeren Hand. —

„Mein guter Junge, dies ist der glücklichste Tag meines Lebens!“ — — —

Mit größter Hochachtung und Zuverkommenheit empfing Graf Wildenau den Gönner und Erzieher des Enkels:

„Herr Oberst, wie soll ich euch danken! — Ewig bleibe ich euer Schuldner!“ — — —

Als sich die erste große Bewegung etwas gelegt hatte, mußte Rüdiger ausführlich über sein ganzes Leben von Jugend auf berichten.

Voll Begeisterung sprach er von Mutter und Schwester und den treuen Freunden in Schwiebus.

„Ach, Herr Großvater, das sind gar prächtige Menschen, die werden euch schon gefallen! — Der liebe alte Großvater Pohlang und die Großmutter und meine gute Muhm' Balz; — ach, wenn wir die damals in der Not und Verlassenheit nicht gehabt hätten!“ —

Erschüttert drückte Graf Wildenau des Enkels Hand.

„Alle, die dir und deiner Mutter und Schwester jemals einen Liebesdienst erwiesen haben, sollen für immer meines Dankes und meiner Achtung gewärtig sein.

---

## 16. Kapitel.

---

### Daheim

Die kurze Urlaubszeit, die Herrn von Freiberg und Rüdiger vergönnt war, verging im Fluge. —

Graf Wildenau hätte den Enkel am liebsten gar nicht mehr fortgelassen, aber die Pflicht rief, und es mußte geschieden sein! — Noch war der Krieg nicht beendet, und der große König ging neuen, schweren Kämpfen entgegen. — Da durste keiner seiner Getreuen fehlen. —

Der Majoratsherr war ja auch viel zu stolz auf den ritterlichen Erben, als daß er ihn auch nur eine Minute zurück gehalten hätte. So kühn und hingebend an den geliebten König und die gerechte Sache mußte ein echter Wildenau sein! — —

Am Abend vor der Abreise saßen die Herren noch einmal traurig auf der Schloßterrasse beisammen. Natürlich drehte sich das Gespräch wieder um Rüdiger und seinen bedeutungsvollen Lebensgang, von der Lehmkate im Heidedorfe bis zum Grafenschloß. —

Mit herzlicher Liebe und Freude ruhten dabei die Augen des Großvaters auf der blühenden Jünglingsgestalt.

„Nun, mein Junge, will Gott, ist der Krieg bald zu Ende, und dann kommst du für immer nach Wildenau. Hoffentlich darf ich nachher auch nicht allzu lange auf ein liebes Schwiegertöchterchen warten. — Aber — aber, du kennst ja nun unsere Hausgesetze, und ich kann sie leider nicht ändern: So hart es ist, und so leid es mir tut: Wenn du eine unebenbürtige Ehe eingehst, sind deine Kinder vom Majorate ausgeschlossen. Wildenau und die andern dazu gehörenden Dörfer fallen dann an meines Bruders Erben. — Nicht wahr, wenn es irgend möglich ist, tuft du mir das nicht an?“

Rüdiger lachte halb verlegen, halb glücklich:

„Habt keine Sorge, Herr Großvater. Schon von Jugend auf wollte ich hoch hinaus. — Wenn mich Gott der Herr am Leben läßt, dann sollt ihr eure Freude an der dreyinstigen Enkelin sehen. — Ich, — ich bin nämlich so gut wie verlobt, aber der alte Graf Walldorf

meint, seine Hilde und ich wären noch viel zu jung zum Heiraten und könnten getrost ein paar Jahre warten. Nun, vorläufig darf ich ja so wie so an kein Liebesglück denken, denn so lange der Krieg wütet, wäre es doch ein Unrecht eine Frau an meine Seite zu fesseln."

Graf Wildenau saß ganz starr vor Überraschung. Dann lachte er laut auf:

"Nun sieh mir einer diesen Wetterjungen! Hat kaum die Kinderschuhe vertreten und will sich schon an Hausstand und Ehe wagen! — Du scheinst mir ein in allen Dingen mutiger Bursche zu sein! Aber meinewegen in Gottes Namen, denn ich freue mich von ganzem Herzen über deine Wahl! Der Name Walldorf hat einen guten Klang, und du wirst dir gewiß etwas Liebes und Schönes ausgesucht haben." —

Die Augen des jungen Mannes strahlten:

"Keine, keine ist besser und holder als Hilde Walldorf!" —

Der Großvater lachte von neuem.

"Das hat wahrscheinlich schon Adam von seiner Eva gesagt; aber so muß es auch sein. Möge Gott euch beide für und für segnen!" — — — —

In dem kleinen Hause an der Stadtmauer in Schwiebus war nach Rüdigers letztem Besuche neues Leben und neue Hoffnung eingefehrt. Die freudige Botschaft, die er den Seinen überbringen konnte, hatte auf alle ordentlich verjüngend gewirkt. Tagtäglich ergingen sich Alte und Junge in frohen Zukunftsträumen, aus denen sie dann oft durch den immer wiederkehrenden Russenbesuch unliebsam geweckt wurden. —

Fast kein Tag verging, an dem nicht diese ungebetenen Gäste erschienen wären und mehr oder minder übel gehaust hätten. —

Am 15. Oktober 1760 kam auch Oberst Wasely Persilow mit einem Kommando Kosaken noch einmal in die Stadt. Er forderte aber nur, wie der alte Chronist

rühmt: „in einer höflichen Weis Fourage und Lebensmittel und hielt unter den Soldaten auf eine gute Manneszucht.“ —

Am 23. Januar 1761 hatten die Bürger einen argen Schrecken: Seit einigen Tagen war nämlich ein preußisches Werbekommando, 5 Husaren und 30 Mann Infanterie, unter dem Lieutenant Lucanus, in Schwebus einquartiert.

Da kamen plötzlich russische Husaren vor das Kreuztor geritten, das ebenso wie alle andern Tore verschlossen und mit preußischen Soldaten besetzt war. Stürmisch verlangten die Russen Einlaß, und als dies nicht geschah, fingen sie an zu schießen.

Die innen befindlichen Füsilierer erwiderten diesen Gruß sofort mit heftigem Gewehrfeuer, worauf sich die Angreifer gegen das vor der Stadt gelegene Schießhaus (Schützenhaus) zurückzogen.

Diesen Rückzug benutzte der Werbeoffizier, um eilig mit seinen Truppen die Stadt zu verlassen.

---

Trotz des Torgauer Sieges war König Friedrichs Lage zu Beginn des Jahres 1761 ziemlich müßig. Die Übermacht der verbündeten Feinde war gar zu groß, und die preußischen Kerntruppen lagen fast alle auf den verschiedenen Schlachtfeldern begraben. 60 000 Russen und 75 000 Österreicher konnte der König nur 50 000 Mann und zwar meistens Rekruten gegenüberstellen.

So beschränkte er sich denn hauptsächlich auf Verteidigung und ging bei Bunzelwitz, unweit Schweidnitz, in ein verschanztes Lager.

Nach der Einnahme von Schweidnitz durch General Landon am 30. September 1761, bezog er jedoch ein festes Lager in der Nähe von Strehlen. —

Hier wäre er durch den Verrat des Barons von Warkotsch beinahe in die Hände der Österreicher gefallen. Doch der Leibjäger des Verräters, Kappel mit

Namen, bekam Gewissensbisse und übergab die entscheidende Meldung nicht dem österreichischen Obersten Wallich, sondern einem evangelischen Prediger, der sie Friedrich dem Großen zustellte. —

Den Winter verbrachte der König in Breslau, von wo aus er eifrig die Vorbereitungen für den Feldzug des nächsten Jahres betrieb. Ueber die Schwierigkeit seiner Lage täuschte er sich keinen Augenblick. So schrieb er im Dezember an d'Argens:

„Selbst Pläne Cäsars, Condés und Eugens sind ganz umsonst, da Rettung uns gebracht. Der Himmel müßte, meinem Wunsche hold, nun seinen Wunderarm verherrlichen! Die Mittel sind erschöpft und Klugheit, Mut erliegen der Gewalt der Nebermacht.“

Und das Wunder geschah! —

„Der Lichtstrahl erschien, Dank dem Himmel,“ schrieb Friedrich am 31. Januar 1762 an seinen Minister von Finckenstein.

Am 8. Januar 1762 war die Kaiserin Elisabeth von Russland gestorben, und Peter III., der glühendste Verehrer des großen Preußenkönigs, bestieg den Zarenthron. Sofort schloß er mit diesem Frieden und forderte sogar die anderen Mächte auf, das Gleiche zu tun.

Doch Maria Theresia wollte Schlesien nicht aufgeben, und so kam es am 21. Juli 1762 zur Schlacht bei Burkersdorf. —

Zwar erschreckte inzwischen die Nachricht von der Entthronung und Ermordung Peters III. durch seine Gemahlin Katharina; doch der General Tschernitscheff, der von der neuen Zarin den Befehl erhalten hatte, sich sofort von Friedrich zu trennen, ließ sich bereden, noch drei Tage mit seinen 20 000 Russen bei ihm zu bleiben.

So ward die Schlacht bei Burkersdorf von den Preußen gewonnen und die Österreicher ganz aus Schlesien herausgedrängt. Zum Glücke erneuerte auch Katharina das Bündnis gegen Friedrich nicht. —

Auch vom westlichen Kriegsschauplatze kamen jetzt erfreuliche Nachrichten: Ferdinand von Braunschweig hatte am 24. Juni die Franzosen bei Wilhelmsthal geschlagen und aus Kassel vertrieben. Prinz Heinrich von Preußen, des Königs Bruder, besiegte am 29. Oktober dieses Jahres bei Freiberg die Sachsen, die Österreicher und die Reichsarmee.

Noch auf dem Schlachtfelde schrieb der siegreiche Held an den König:

„Mein teuerster Bruder, ich bin glücklich, Ihnen die angenehme Nachricht schicken zu können, daß Ihre Armee heute einen beträchtlichen Vorteil über die vereinigte österreichische Reichsarmee davon getragen hat. . . . Ich machte zwei wirkliche und zwei Scheinangriffe; der Feind leistete einigen hartnäckigen Widerstand; aber die beharrliche Tapferkeit Ihrer Truppen errang den Sieg, und nach dreistündigem Kampfe mußte der Feind weichen. . . . General-Leutnant von Seydlitz leistete mir die höchsten Dienste; an einer Stelle, wo die Kavallerie nicht vorgehen konnte, stellte er sich selbst an die Spitze des Fußvolkes und zeichnete sich auf das Brillanteste aus; die Generale von Kleist und von Belling taten ihr Bestes; das ganze Fußvolk kämpfte bewunderungswürdig, kein einzelnes Bataillon wurde zurückgetrieben.“ — — —

Um aber auch den deutschen Kleinstaaten den Krieg zu verleidern, gebrauchte Friedrich ein Gewaltmittel: Im Winter 1762—63 ließ er den General von Kleist einen Streifzug bis tief in Franken hinein unternehmen und dabei ganz enorme Kontributionen fordern.

Das half; die betreffenden Fürsten erklärten alsbald, nichts sehnlicher, als den Frieden zu wünschen.

Auch Maria Theresia, von Russland verlassen, gab nun die Hoffnung auf, Schlesien wieder zu gewinnen; außerdem machten die Türken Miene, von Süden her in ihr Reich einzufallen.

So kam es denn endlich, am 15. Februar 1763, zum Abschluß des Hubertusburger Friedens. Friedrich blieb im Besitz ganz Schlesiens. — Der Kurfürst von Sachsen erhielt sein Land zurück; und der König von Preußen versprach, bei der nächsten Kaiserwahl seine Stimme dem Sohne der österreichischen Kaiserin zu geben. —

Rüdiger Wilde, oder Wildenau, wie er jetzt hieß, war in der Schlacht bei Freiberg schwer verwundet worden, und die behandelnden Aerzte erklärten ihn für den ferneren Dienst für untauglich. —

Das war bitter für den jungen, begeisterten Soldaten, aber was half es? — Auch Seydlitz und Herrn von Freiberg tat es um den vielversprechenden Offizier und Liebling außerordentlich leid. —

Aber der ehrenvollste Abschied sollte den lieben Jungen wenigstens entschädigen. Der Scheidende erhielt den Charakter als Rittmeister und andere Auszeichnungen für seine Leistungen. —

Das war wohl ein gar herrliches Pfaster auf die bösen Wunden; aber Rüdiger trauerte trotzdem nicht wenig, daß er dem frischen fröhlichen Reiterleben nun Balet sagen mußte. —

Als er soweit war, daß man ihn transportieren konnte, ließ er sich nach Schwiebus bringen. Bei Mutter, Schwester und den treuen Freunden wollte er die völlige Genesung abwarten und noch einmal, in Frieden und Stille, das bescheidene und beschauliche Glück des einfachen Lebens in dem kleinen Hause an der Stadtmauer genießen. —

---

Als die Friedensnachricht eintraf, herrschte in Schwiebus ein ganz unbeschreiblicher Jubel! Nun gehörte man endgültig zu Preußen und hatte keine österreichisch-römischen Umtreiber mehr zu fürchten! — —

Gott sei Lob und Dank in Ewigkeit! —

Rüdiger war inzwischen vollständig genesen und betrieb nun emsig die Vorbereiungen zur Abreise nach Wildenau.

Das Häuschen an der Stadtmauer wurde für ein Billiges an den Nachbar verkauft, und den Erlös dafür erhielten die Armen der Stadt.

Den alten Leuten, Pohlangs und der Jungfer Balzern wurde der Abschied von der Vaterstadt freilich nicht leicht, aber Rüdiger war ihnen doch noch lieber. Ohne ihn, Frau Elisabeth und Maria hätten sie es auf die Dauer wohl kaum ausgehalten. —

Nach herzlichem Abschiede von Pastor Knispel und anderer lieben Freunden, zogen sie, in Gottes Namen, getrost und froh der neuen Heimat entgegen. —

Schon von Schwiebus aus hatte Rüdiger mit seinem Großvater über sein und der Seinen Kommen nach Wildenau korrespondiert. In geschäftiger und freudiger Eile besorgte der alte Graf alles Nötige zur Ankunft der lieben Gäste und konnte nun kaum den bestimmten Tag erwarten. Der alte Haushofmeister Anton war vor Glück ganz aufgeregzt und sämtliche Schloß- und Gutsinsassen freuten sich von Herzensgrunde auf den jungen Erben. —

Nur einer ging in Haß und Groll umher: Graf Waldemar.

Alle seine Ränke und Schliche, um die Echtheit Rüdigers umzustoßen, waren zuschanden geworden: Die vorliegenden Dokumente und Atteste hielten jeder amtlichen Prüfung stand. Und als er den jungen Grafen erst gesehen hatte, konnte er erst recht nichts mehr gegen ihn sagen:

So ähnlich wie ein Ei dem andern, sah nur ein Sohn seinem Vater!

---

Und dann kam der festliche Tag, an dem Graf Bernhard die lang Erwarteten begrüßte. —

Die stille, blosse Schwiegertochter gefiel ihm vom ersten Augenblicke an, und Maria wurde bald sein besonderer Liebling.

Mit den Pohlang-Großeltern und Jungfer Balzerin schloß er gleich Freundschaft. — Erstens vergaß er nicht, was sie an den heimatlosen, verlassenen Seinen getan hatten, und dann waren diese treuen, fernigen Menschen ganz nach seinem Herzen. —

Einen so frohen Tag hatte Schloß Wildenau lange nicht mehr gesehen!

Als die Balzerin an der Festtafel im Ahnenraale saß und auf die an den Wänden hängenden Bilder der Vorfahren ihres Jungen sah, kam sie sich einen Augenblick wie verzaubert vor. —

Heimlich und fast ängstlich stieß sie Meister Gottfried an:

„Herr Gevatter, ber treemen (wir träumen) duh nich?“ —

Aber bald erwachten ihre Lebensgeister und das Glück über den Liebling:

„Nee, nee die Freede! — Nu sitzt hie de ale Balzern wohr und wahrhaftig ei's Grafeschluß! Su was läbt nich! — Su was läbt nich!“

„Ja, Muhm' Balz, und hoffentlich werdet ihr und die guten Großeltern noch recht, recht lange hier leben.“

An Graf Walldorf hatte man inzwischen auch längst Botschaft von all den merkwürdigen Ereignissen gesandt; und er war natürlich angenehm und freudig überrascht. —

Hilde fand die ganze Geschichte fehr ergreifend, aber in ihren Gefühlen zu Rüdiger änderte sie nichts. Ihr war der einfache Rittmeister Wilde ebenso teuer und wert, wie der Majoratserbe Graf Wildenau. — Sie hatte ihn seit damals nicht wieder gesehen. — In han-

ger Freude schlug nun ihr Herz dem Tage entgegen, da sie ihm endlich Auge in Auge gegenüber stehen würde.

Allzu lange sollte es ja nicht mehr dauern, da kam er und holte sie für immer heim in das Schloß seiner Väter. —

Graf Bernhard hatte liebe herzliche Worte geschrieben und sie schon im voraus als Töchterchen willkommen geheißen. Frau Elisabeth und Maria schickten innige Grüße. —

O, wie freute sich die warmherzige Hilde auf Alle, Alle! — Auch auf die Großeltern und die Mühm Balz.

Und endlich erschien der Tag, da ritt der glückliche Bräutigam mit großem Gefolge in Walldorf ein, um sein junges, holdes Lieb an den Traualtar und dann nach Hause zu führen.

Acht Tage später war ganz Wildenau in größter Aufregung.

Wohin man blickte sah man Guirlanden und Blumen und eine festlich gekleidete, frohe Menge. Vom Kirchturm herab ertönte feierliches Glockengeläute, und im Ornate stand der Pastor mit dem Kantor und der Schuljugend am Dorfeingange. —

Gleich darauf nahten die Reisewagen und Rüdiger, Graf Wildenau, hielt mit dem geliebten Weibe den Einzug in die Heimat seiner Väter. —

Der Heimatlose war endlich für immer nach Hause gekommen, und unter heißen Tränen schloß Frau Elisabeth den geliebten Sohn an ihr Herz.

„Nun sind wir daheim! — Heinrich, mein Heinrich, dein Wunsch und Sehnen ist erfüllt! — Gott sei Lob, Preis und Dank von nun an bis in Ewigkeit!“ —

Ende!

